Zeno-Zeitung
Kreiszeitung

Amtliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH., Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Städt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Zenozeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 vom 10. 8. 34 gültig.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Straße 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 789.

Gronauer Volkszeitung — für den Kreis Ahaus — Eper Volksblatt

Nummer 346 | Sonntag, den 16. Dezember 1934 | Jahrgang 1934

Die Südafrikanische Union.

II.

Die Industrialisierung und ihre sozial- und rassepolitischen Folgen.

Von

Aug. H. Berning.

Die Industrialisierung Südafrikas ist in einem ungewöhnlich schnellen Tempo vor sich gegangen. Die großen Gold- und Diamantenfunde, die Erschließung der Goldfelder am Witwaterrand bei Johannesburg und der Diamantenminen bei Kimberley haben das wirtschaftliche Leben ungeheuer gesteigert. Neue Wirtschaftszentren sind in wenigen Jahrzehnten erstanden und wo vordem einsames Farmerland war, dehnen sich heute reichbevölkerte Städte. Dabei stehen die afrikanischen Ländermassen südlich des Aequators erst noch vor ihrer eigentlichen Entfaltung. Jaeger schreibt in seinem Werk über Afrika, daß sich dort noch viele unerschlossene Bodenvorkommen an Erzen, Gold, Diamanten, Kohle, Kupfer, Zinn, Blei und Platin finden. Durch diese reichen Bodenschätze erhält der südafrikanische Kontinent mehr und mehr ein wirtschaftliches Eigengewicht. Er wächst über ein bloßes Rohstoffland hinaus und beginnt verarbeitende Industrien zu entwickeln, für die sogar fremde Rohstoffe importiert werden. Die Gründe hierfür sind in den reichen Kohlenvorkommen und in der Billigkeit der schwarzen Arbeiter zu suchen, weiter auch in dem Streben nach Transportkostenersparnis.

Mit der neuen Industrie entstehen auch die einschlägigen Hilfsindustrien; denn es müssen Wege, Autostraßen, Eisenbahnen angelegt, Häuser, ja ganze Siedlungen gebaut, Haus- und Fabrikeinrichtungen hergestellt, Maschinenanlagen eingerichtet werden. Für die zusammengeballten Menschenmassen müssen konsumfertige Waren zur Verfügung stehen.

★

Die plötzliche Industrialisierung Südafrikas hat eine Unmenge von wirtschaftlichen, sozialen und bevölkerungspolitischen Problemen geschaffen, die an die Regierung der Südafrikanischen Union große Ansprüche stellen. Die Industrialisierung ist schneller vor sich gegangen, als es im Interesse einer vernünftigen Arbeiterbeschaffung und einer gesunden, natürlichen Entwicklung der Eingeborenenbevölkerung nützlich gewesen wäre. Zuerst ist mit den eingeborenen Arbeitern ein Raubbau getrieben worden. Mittlerweile ist aber die Not der Arbeiterbeschaffung so gestiegen, daß in der Behandlung der Arbeiter eine Umstellung erfolgen mußte. Da die nähere Umgebung der Wirtschaftszentren kein ausreichendes Reservoir an Arbeitern mehr darstellte, mußten diese aus entfernteren Gegenden herbeigeschafft werden, vielfach aus angrenzenden Kolonien und tropischen Zonen. Viele Arbeiter ertrugen das veränderte Klima nicht und gingen in der Fremde zugrunde. Heute richtet man in klimatischen Etappen Lager ein, in denen sich die eingeborenen Arbeiter von den Reisestrapazen erholen und akklimatisieren können. Ausgedehnte Werbeorganisationen sorgen für den regelmäßigen Nachschub. Dieses Werbungssystem hat schon die mannigfachsten Schwierigkeiten im Gefolge gehabt. Die Farmer wehren sich dagegen, daß ihnen alle Arbeitskräfte von der Industrie fortgeholt und für die landwirtschaftliche Arbeit verdorben werden. Die Industriellen und Kapitalisten anderer Territorien protestieren dagegen, daß ihnen die Arbeitskräfte, die sie selbst so dringend brauchen, fortgeworben werden. So mußte dann schließlich die Südafrikanische Union mit den übrigen britischen Protektoraten und der portugiesischen Kolonialverwaltung Abkommen treffen, in denen der Arbeiternachschub „rationiert" wurde. In dem Vertrag mit der Regierung von Mozambique von 1928 ist zum Beispiel vorgesehen, daß ab 1933 höchstens 80 000 eingeborene Arbeiter dort angeworben und ein Arbeiter nicht länger als 18 Monate mit seiner Einwilligung zurückbehalten werden darf.

Abgesehen davon, daß durch die Umstellung auf Eigenproduktion und Selbstverarbeitung die handelspolitischen Beziehungen der Union mit dem englischen Mutterlande und den angrenzenden britischen Protektoraten auf eine neue Grundlage gestellt werden mußten, ergaben sich aus der Zusammenballung eines neuen schwarzen Proletariats in den Siedlungsgebieten der Weißen die größten Umwälzungen. Die Rassenfrage erstand in ihrer ganzen Folgenschwere und beherrscht bis heute die Innenpolitik der Südafrikanischen Union. Man bedarf der eingeborenen Arbeiter, um den industriellen Anforderungen genügen zu können, und man will das Land trotzdem als Siedlungs- und Herrschaftsgebiet der Weißen erhalten und dem schwarzen Bevölkerungsdruck Widerstand leisten. Das scheint ein unlösbares Problem zu sein, das auch dem gemäßigten Politiker General Smuts, der kein Rassenkämpfer ist, große Sorge bereitet. „Unsere Zukunft ist nicht gesichert", so erklärte General Smuts, „die Zukunft ist dunkel und ungewiß." Weshalb? Er sieht die Uneinigkeit zwischen den Buren und Engländern in der Union und dieser gespaltenen Nation gegenüber dem Vordringen der schwarzen Flut. Viele Kulturen haben schon auf afrikanischem Boden Wurzel geschlagen; sie haben kurze Zeit geblüht und sind dann verschwunden. „Wir sind nicht sicher, ob das weiße Experiment Erfolg haben wird oder daß wir erfolgreich sein werden, aus Südafrika ein Land des weißen Mannes zu machen."

Um dieses Zieles willen hat General Hertzog die Nationalistenpartei gegründet. Seine Politik unterschied sich anfänglich von der des Generals Smuts, daß sie glaubte, sich neben der rassischen Selbstbehauptung gegenüber den Negern auch den Nationalitätenkampf der Buren gegen die Engländer leisten zu können. Zudem glaubte Hertzog den gordischen Knoten der Rassenfrage mit dem einfachen Programm der räumlichen Trennung der Rassen (Segregation) durchhauen zu können. Das hätte aber die Entwicklung von zwei rassengetrennten Verwaltungen, Industrien und Kulturen in einem Gebiet bedeutet. Die Not hat General Hertzog gelehrt, zunächst die Parteizerklüftung unter den Weißen selbst zu überwinden, eine Annäherung an General Smuts zu suchen und eine Innenpolitik zu betreiben, die zwar wirtschaftlich und bevölkerungspolitisch die Weißen gegen eine Ueberflutung durch die Schwarzen schützt, gleichzeitig aber den wirtschaftlichen Notwendigkeiten Rechnung trägt.

★

Die Lage der Weißen gegenüber den Schwarzen ist in Südafrika aus zwei Gründen komplizierter als in anderen Territorien. Die Weißen sind zu zahlreich, das Land ist ihnen zu sehr heimatlicher Besitz geworden, als daß sie sich mit einer bloßen kolonialen Beherrschung begnügen könnten. Die soziale Frage kann daher nicht damit gelöst werden, daß die Weißen die Schwarzen beherrschen und davon ihre Existenz bestreiten. Auch die Weißen in Südafrika müssen arbeiten; viele von ihnen müssen als einfache Arbeiter ihr Brot verdienen. Unter den weißen Arbeitern gibt es eine gehobene und eine proletarische Schicht, deren Lebensansprüche aber immerhin andere sind als die der schwarzen Arbeiter. Eine Regierung, die positiv weiße Rassenpolitik betreiben und ein Unternehmertum, das sich rassemäßig behaupten will, gerät da in Konflikte zwischen rassenpolitischen Postulaten und wirtschaftlicher Rentabilität. Die Industrie der Südafrikanischen Union muß mit Konjunkturen und Konkurrenzen rechnen; sie selbst muß konkurrenzfähig bleiben. In den angrenzenden Kolonien, die nur eine dünne weiße Herrenschicht, aber kein weißes Proletariat kennen, braucht man keine Rücksicht zu nehmen und kann wegen der billigen Löhne der schwarzen Arbeiter marktgängige Preise setzen. Schlechte Konjunkturen, Absatzschwierigkeiten infolge zu hochgetriebener Löhne rächen sich in Südafrika ähnlich wie in Australien an den weißen Arbeitern. Sinken die Löhne der weißen Arbeiter, so wiegt die Gefahr ihrer Radikalisierung angesichts der schwarzen Massen doppelt. Bis jetzt haben sich die eingeborenen Arbeiter aus den Streiks der Weißen herausgehalten. Doch welche verhängnisvollen Perspektiven ergeben sich für die Zukunft! Schon 1929 agitierte ein russischer Kommunist Weinbrenn für ein kartellmäßiges Zusammengehen der weißen und schwarzen Arbeiterorganisationen in Johannesburg! Die Regierung Hertzog hat ungeheure Gelder aufgewendet, um das untere Proletariat der Weißen vor einem weiteren Absinken auf das soziale Niveau der Eingeborenen zu bewahren. Sämtliche Verwaltungen sind angewiesen, diese weißen Arbeitslosen gegen Bezuschussung zu beschäftigen. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie sehr dieser künstliche Eingriff auf dem Steuersäckel lastet. Hinzukommt, daß in dem südafrikanischen Klima nicht alle Arbeiten von den Weißen getan werden können und daß aus Rassengründen Weiße und Schwarze nicht zusammenarbeiten dürfen.

★

Umgekehrt beginnt sich auf Grund der zivilisatorischen Entwicklung die Masse der schwarzen Arbeiter geistig zu differenzieren. Die zweite und dritte Generation der stadtgewohnten Neger unterscheidet sich schon wesentlich von dem Kraalbewohner. Sie nimmt langsam europäische Zivilisation an; es entwickeln sich wie in den Vereinigten Staaten Oberschichten, intellektuelle Begabungen. Es wird der Augenblick kommen, wo ein ausreichendes Führertum auftritt, um die Massen zu beeinflussen, zu bilden, zu entwickeln. Ein eigenes Bildungswesen wird erstehen. Ansprüche werden laut werden, Ansprüche zunächst auf gehobene Arbeitsstellen, auf das Recht, an der werklichen Ausbildung teilzunehmen. Das ist die Gefahr, welche die weiße Arbeiterschaft kommen sieht. Deshalb hat sie, die sozialistisch denkt, sich dem Nationalisten Hertzog in die Arme geworfen, von dem sie der Wiedererrichtung der Colour-Bar, der Farben-Schranke, erwartete und zugestanden erhielt.

Schon Louis Botha hatte 1911 die Colour-Bar verkündet. Kein Eingeborener durfte im weißen Siedlungsgebiet Land ankaufen; der Verbleib der schwarzen Landpächter wurde vom Willen der weißen Farmer abhängig gemacht. Die unglückliche Folge dieser Maßnahme war, daß die schwarzen Squatter ihre Pachtstellen verließen und die Großstädte überschwemmten, nur um nicht in die Hände der Farmer zu fallen. Trotz dieser ersten Colour-Bar war ein stetiges Vordringen der billiger arbeitenden Schwarzen in die halb-

Auch im November Ausfuhrüberschuß.

Fertigwarenexport besser als saisonüblich.

DNB **Berlin**, 15. Dezember.

Nach der soeben veröffentlichten Außenhandelsstatistik für November betrug die Einfuhr im Berichtsmonat 346 Mill. RM. Gegenüber dem Vormonat ist sie damit um rund 1 Proz. zurückgegangen. Ebenso wie im Oktober weicht die Einfuhrentwicklung auch im November von der jahreszeitlichen Tendenz ab. In den Vorjahren hat die Einfuhr von Oktober zu November in der Regel zugenommen. Dies gilt insbesondere für die Rohstoffeinfuhr, die meist Steigerungen zwischen 3 und 10 v. H. aufzuweisen hatte. Im November dieses Jahres hat sich die Rohstoffeinfuhr demgegenüber kaum verändert. Im einzelnen war die Entwicklung allerdings sehr unterschiedlich. Während die Einfuhr von Bau- und Nutzholz sowie Eisenerzen stärker als saisonüblich abgenommen hat, sind bei einer Reihe anderer Rohstoffe, so insbesondere Wolle, Federn und Borsten sowie Steinkohlen Einfuhrsteigerungen eingetreten. Die Einfuhr von Baumwolle, die bisher im November regelmäßig zugenommen hat, war unverändert. Die Einfuhr von Lebensmitteln, die im Oktober stark angestiegen war, ist im November wieder etwas gesunken. Rückgängig war hier insbesonders die Einfuhr von Kaffee (im Vormonat Lagerabrechnungen), Getreide und Eiern. Diesen Rückgängen steht eine saisonmäßige Steigerung der Einfuhr von Südfrüchten gegenüber. Auch die Fertigwareneinfuhr war — der Saisontendenz entsprechend — etwas geringer als im Oktober. Die Entwicklung der Einfuhr aus den einzelnen Bezugsländern ist durch erhebliche Unterschiede gekennzeichnet. Abgenommen hat die Einfuhr insbesondere aus den Vereinigten Staaten von Amerika (Baumwolle, Obst), Südslawien (Obst, Kupfer), der Tschechoslowakei (Textilwaren) und Schweden (Eisenerze). Zugenommen hat der Warenbezug aus der Türkei (Gerste, Baumwolle), China (Oelfrüchte), Rumänien (Mais, Nüsse), Ungarn (Federn), Norwegen (Tran) und Italien (Südfrüchte).

Die Ausfuhr betrug im November 356 Millionen RM. Gegenüber dem Vormonat ist sie um annähernd 3 v. H. gesunken. Abgenommen hat die Ausfuhr von Rohstoffen und Fertigwaren. Bei Rohstoffen entspricht die Verminderung, an der im wesentlichen Steinkohlen und Düngemittel beteiligt sind, etwa der saisonüblichen Bewegung. Dagegen bleibt der Rückgang der Fertigwarenausfuhr (— 1.7 v. H.) erheblich hinter der saisonüblichen Verminderung zurück. In den Vorjahren hat die Fertigwarenausfuhr von Oktober zu November regelmäßig erheblich stärker abgenommen. (Im Durchschnitt rund 9 v. H.) Im Vorjahre betrug die Verminderung sogar fast 12 v. H. Der Abstand der Fertigwarenausfuhr von den Ergebnissen des Vorjahres, der im Durchschnitt der Monate August bis Oktober dem Wert nach etwa 17 v. H. betrug, hat sich im November auf 6 v. H. vermindert. Der Rückgang der Ausfuhr im November entfällt, soweit sich jetzt schon übersehen läßt, vorwiegend auf Sowjetrußland, die Niederlande, Dänemark, Frankreich und die Tschechoslowakei. Diesen Rückgängen stehen Steigerungen in der Ausfuhr nach Rumänien, Oesterreich, Brasilien und den Vereinigten Staaten gegenüber.

Die Handelsbilanz schließt im November mit einem Ausfuhrüberschuß von 10 Millionen RM. gegenüber 16 Millionen RM. im Oktober ab. Soweit die vorliegenden Länderergebnisse bereits eine Feststellung zulassen, ergibt sich der Rückgang des Ausfuhrüberschusses aus einer Verminderung der Aktivität im Verkehr mit europäischen Ländern. Im Verkehr mit den Ueberseeländern hat sich der Einfuhrüberschuß weiter verringert.

Die Armen Newyorks hungern im Ueberfluß.

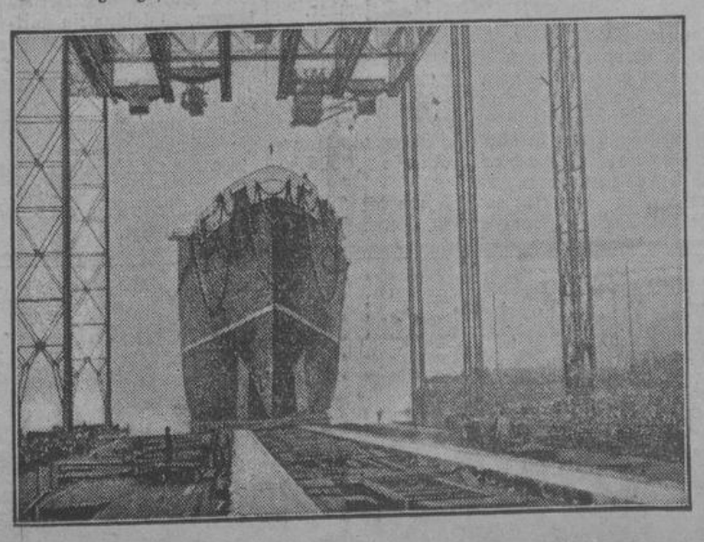
Große Mißstände bei der Lebensmittelverteilung.

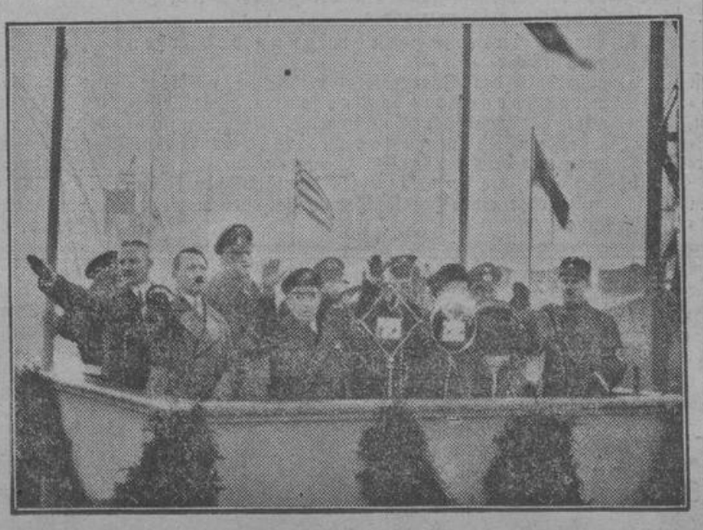
DNB **London**, 15. Dezember.

Nach Meldungen aus Newyork hat der Präsident des Stadtrates große Mißstände bei der Verteilung von Lebensmitteln für den notleidenden Teil der Bevölkerung festgestellt. Die Bundesbehörde, deren Aufgabe es ist, Bedürftige vor Hunger und Kälte zu schützen, hat die Stadt Newyork mit Lebensmitteln in wahrstem Sinne des Wortes überschüttet. Zwischen der Bundesbehörde, ihrer Newyorker Zweigstelle und dem Wohlfahrtsamt der Stadt Newyork gab es fortgesetzt Streitfragen über Zuständigkeitsfragen. Infolgedessen wurden vielzuviel Nahrungsmittel geschickt. Auch wurde keine Vorsorge für ausreichendes Personal zur Verteilung der Lebensmittel getroffen. Ein Teil der Vorräte ist infolgedessen verdorben. Die Stadt Newyork hat jetzt rund 84 000 Zentner Kartoffeln zur Verfügung, die genügen würden, um die ganze Einwohnerschaft mehrere Wochen zu ernähren. Etwa 14 000 Zentner sind bereits verdorben, der Rest scheint dem gleichen Schicksal zu verfallen.

Die Stadt Newyork hatte ferner um 3 000 Zentner Gemüse gebeten und rund 9 000 Zentner erhalten. Etwa 110 000 Zentner Fleisch und 52 000 Zentner Fleischkonserven liegen ebenfalls bereit. Ob ein Teil dieser Vorräte den Armen der Stadt zugute kommen wird, ist im Augenblick noch zweifelhaft, da es, wie gesagt, infolge des Fehlens einer sachverständigen und energischen Führung an Händen zu ihrer Verteilung mangelt.

Ein neues Schiff für Deutschlands Seegeltung.





Links Schnelldampfer „Scharnhorst", der für den Ostasiendienst des Norddeutschen Lloyd bestimmt ist und in 23 Tagen die Strecke Genua—Schanghai zurücklegen wird, gleitet ins feuchte Element. Rechts Blick auf die Taufkanzel. Von links nach rechts Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht, der Führer, Reichswehrminister Generaloberst v. Blomberg und am zweiten Mikrophon Reichsverkehrsminister v. Eltz-Rübenach. Die Ehrengäste grüßen das ins Wasser gleitende Schiff

gelernten Berufe festzustellen. Das wird verständlich, wenn man hört, daß der Wochenlohn eines schwarzen dem Tageslohn eines weißen Arbeiters gleichkommt. Von den großen Industriegesellschaften wurde bestritten, daß der schwarze Arbeiter für gewisse, z. B. Maschinen-Arbeiten nicht zu gebrauchen sei. So kam es 1922 zu blutigen sozialen Unruhen bei den weißen Arbeitern, die auch vielfach politisch verhetzt waren. Militär mußte eingesetzt werden; 19 000 Mann wurden gegen die weißen Arbeiter mobilisiert, die eine große Niederlage erlitten. Deshalb verstanden sie sich 1924 zu einem Pakt mit den Nationalisten. General Hertzog kam ans Ruder und löste 1926 sein Versprechen ein.

Eine neue Colour-Bar wurde errichtet. Nur blieb das Gesetz in weiten unkontrollierbaren Bezirken ohne große Wirkung. Es sieht vor, daß Kompetenzzeugnisse für bestimmte Beschäftigungen nur an Weiße und Farbige höherer Kulturen (z. B. Inder) ausgegeben werden dürfen. Für die schwarzen Arbeiter innerhalb des Stadtgebietes gilt ein Paßgesetz. Nur 14 Tage darf sich ein schwarzer Arbeitsloser in dem Stadtgebiet aufhalten. Doch schlüpfen viele in dem unentwirrbaren Gewinkel der Eingeborenenquartieren unter.

(Ein die soziale Lage und Rassenfrage abschließend behandelnder Aufsatz folgt.)

Das türkische Verbot der geistlichen Kleidung.

Italienischer Schritt in Ankara.

Kr. K. **Athen**, im Dezember.

Griechischen Blättermeldungen zufolge hat die italienische Regierung in Ankara in freundschaftlicher, aber eindringlicher Weise Vorstellungen wegen der Auswirkungen des Verbotes geistlicher Tracht auf die katholischen Missionsniederlassungen erhoben. Der italienische Schritt werde als eine Art Beanspruchung des Protektorates über die katholischen Missionen gedeutet. — Bekanntlich unterhalte der Heilige Stuhl keine diplomatische Vertretung in der Türkei, nur eine bei den kirchlichen Stellen beglaubigte Delegatur. Es war daher dem Vatikan nicht möglich, bei der türkischen Regierung direkt Schritte zu tun. Ob dem italienischen Schritte Besprechungen mit dem Kardinalstaatssekretariat vorausgingen oder nicht, sei nicht festzustellen.

Das Verbot des Tragens kirchlicher Gewänder gilt auch bei kirchlichen Versehgängen, bei Prozessionen außerhalb des Kirchengeländes und bei kirchlichen Begräbnissen. In den Gotteshäusern jeder Art und auf den abgeschlossenen Friedhöfen darf das geistliche Gewand jedoch angelegt werden.

Die staatliche Presseagentur der Türkei, die dem Innenministerium angeschlossen ist, hat sämtlichen türkischen Zeitungen folgende Information zugehen lassen: „Die päpstliche Autorität wird von der Regierung der türkischen Republik nicht anerkannt. Es kann also in der Türkei weder einen Delegierten noch einen offiziellen Vertreter des Vatikans geben. Wenn sich ein solcher geistlicher Würdenträger in Stambul aufhält, kann er nur als Gast betrachtet werden, ohne daß ihm ein offizieller Charakter zuerkannt wird. Wenn die Presse über diese Persönlichkeit etwas zu berichten hat, so ist nur ihr Name zu erwähnen, ohne den Titel eines päpstlichen Delegierten. Indem wir der Presse davon Kenntnis geben, erwarten wir, daß sie sich danach richtet."

Starke Verstimmung in Griechenland.

Ko **London**, 15. Dezember.

Aus Athen liegen Berichte vor, wonach die türkische Zurückweisung des griechischen Ersuchens, die griechisch-orthodoxe Kirche von der Wirksamkeit der Bestimmungen hinsichtlich des Verbotes der geistlich-kirchlichen Tracht in ganz Griechenland „ungünstigen Eindruck und allgemeine Enttäuschung" hervorgerufen hat. Die türkische Konzession bezüglich des Oekomenischen Patriarchen wird als wertlos bezeichnet, weil jeder Polizeioffizier den Gebrauch des Privilegs verhindern kann.

Die gesamte griechische Presse äußert Bitterkeit gegen die türkische Regierung und schildert den jetzigen Augenblick als kritisch für die türkisch-griechische Freundschaft, da das religiöse Empfinden der gesamten Orthodoxie in Griechenland und in der Türkei verletzt sei. Die griechische Kirche hat durch den Heiligen Synod ihrem „schmerzlichen Gefühl" Ausdruck verliehen.

Die politische Auswirkung stellt sich schon dadurch ein, daß die Regierung die Parteiführer zu einer Konferenz eingeladen hat. Ihr dürfte eine Konferenz aus allen politischen Parteien des Landes folgen, auf der die türkisch-griechischen Beziehungen von einem „weiteren Gesichtsfeld" aus untersucht werden.

Der Präsident der Türkisch-Griechischen Liga zur Gestaltung freundschaftlicher Beziehung zwischen den beiden Staaten ist in Athen zum Protest gegen das türkische Verbot zurückgetreten. Eine Versammlung der Liga ist einberufen, um darüber zu beschließen, ob sie sich nicht sofort auflösen solle.

„News Chronicle" ist der Ansicht, daß der Balkanpakt durch den türkischen Schritt in seinen Grundfesten erschüttert sei.

Diplomatische Differenzen in Tokio.

Streit um die Exterritorialität des Botschaftspersonals.

DNB **Tokio**, 15. Dezember.

Im Zusammenhang mit der Angelegenheit des französischen stellvertretenden Marineattachés in Tokio hat das Auswärtige Amt beschlossen, zahlreichen Ausländern, die bisher auf der diplomatischen Liste standen und Exterritorialität genossen, ohne dazu berechtigt zu sein, diese zu entziehen. Nach Blättermeldungen werden ab 20. Dezember etwa 30 Ausländer, die bei ihren Botschaften und Gesandtschaften zum Studium der japanischen Sprache beglaubigt waren, keine Exterritorialität in vollem Umfange mehr besitzen. Eine Aussprache des französischen und des amerikanischen Botschafters mit Vertretern des japanischen Auswärtigen Amtes hat zu keinem Ergebnis geführt. Staatssekretär Sigimitsu wies darauf hin, daß die Exterritorialität in letzter Zeit in gewissen Fällen von Ausländern in Japan mißbraucht worden sei und daß jetzt eine Neuregelung für das diplomatische Korps eintreten werde. Diese Regelung werde sich nicht auf die Chefs der Missionen oder ihre nächsten Mitarbeiter beziehen, sondern nur auf solche Personen, die zum Studium der japanischen Sprache nach Japan kommen und nach Auffassung der japanischen Regierung nicht zu den Mitgliedern der diplomatischen Missionen, Botschaften oder Gesandtschaften gerechnet werden können.

Zur Angelegenheit des französischen stellvertretenden Marine-Attachés verlautet hier, daß der Attaché in allernächster Zeit von seinem Posten abberufen werde. Die Aussprache zwischen dem französischen Botschafter und dem japanischen Auswärtigen Amt habe gezeigt, daß der Streit nicht beizulegen ist, solange der Stellvertreter des französischen Marine-Attachés in Tokio bleibt.

Japanisch-amerikanischer Zwischenfall in Schanghai.

DNB **Schanghai**, 15 Dezember.

Peinliches Aufsehen erregt hier ein japanisch-amerikanischer Zwischenfall. Eine japanische Truppenabteilung und hier gelandete Marinemannschaften hielten Uebungen ab, in deren Verlauf sie die von der internationalen Niederlassung nach dem Stadtteil Tschapei führenden Ausgänge besetzten Schon dies rief unter der Bevölkerung, die sich dabei der Beschießung Tschapeis im Jahre 1932 erinnerte Nervosität hervor. Der amerikanische Journalist Buchmann, der für die hiesige Zeitung „China-Preß" arbeitet, machte photographische Aufnahmen von den Uebungen und drang hierbei anscheinend in einen Schuppen ein, in dem Tanks standen. Trotz der ihm erteilten Warnung setzte er das Photographieren fort mit der Behauptung, daß die Japaner nicht berechtigt seien, ihm dies zu verbieten. Als er daraufhin festgenommen wurde, verweigerte er mit der gleichen Begründung die von den Japanern geforderte Herausgabe der Filme. Schließlich griffen Polizei sowie Vertreter des japanischen und des amerikanischen Generalkonsulats ein, und es wurde eine Einigung dahingehend erzielt, daß Buchmann unter Protest die Filme auslieferte und die Japaner sich bereit erklärten, von weiteren Schritten Abstand zu nehmen.

Neue Bestimmungen für die Einreise in das Saargebiet!

Abstimmungsberechtigte Personen bedürfen keiner Einreisegenehmigung.

DNB **Berlin**, 15. Dezember.

Amtlich wird bekanntgegeben: Nach der Verordnung der Regierungskommission vom 29. November 1934 gilt für die Einreise in das Saargebiet für die Zeit vom 27. Dezember 1934 bis zum 26. Januar 1935 einschließlich folgendes:

A. Die Personen, die in der oben angegebenen Zeit in das Saargebiet einreisen, müssen im Besitz
1. eines ordnungsmäßigen Reisepasses,
2. einer besonderen Genehmigung zur Einreise in das Saargebiet sein.

Der Antrag auf Einreisegenehmigung ist unter Uebersendung des Reisepasses an die Regierungskommission, Abteilung des Innern, in Saarbrücken zu richten. Bei Stellung des Antrages erfolgt zweckdienliche Beratung durch die Vertrauensleute und Ortsgruppen des Saarvereins.

Die Einreisegenehmigung ist innerhalb 24 Stunden nach der Einreise der Ortspolizeibehörde des Saargebiets vorzulegen. Sie berechtigt zu wiederholter Einreise in das Saargebiet innerhalb des in dem Genehmigungsvermerk bezeichneten Zeitraums.

Personen, denen die Genehmigung zum vorübergehenden Aufenthalt im Saargebiet schon jetzt erteilt ist, müssen diese Genehmigung vor dem 27. Dezember 1934 erneuern. Die erneuerte Genehmigung berechtigt sie zu wiederholter Ein- und Ausreise in das Saargebiet.

Mit Geldstrafe bis zu 750 Franken oder mit entsprechender Haft wird bestraft, wer diesen Bestimmungen zuwiderhandelt.

Die Gebühr für die Einreisegenehmigung beträgt 20 Franken, die Gebühr für die erneuerte Genehmigung 2 Franken. Die Gebühr kann in begründeten Fällen, insbesondere bei Bedürftigkeit der einreisenden Personen, falls ein dringlicher Anlaß zur Einreise besteht, erlassen werden.

B. Einer Einreisegenehmigung bedürfen dagegen nicht
a) außerhalb des Saargebiets wohnende abstimmungsberechtigte Personen. Für sie genügt der von der Abstimmungskommission ausgestellte Abstimmungsausweis in Verbindung mit dem Reisepaß;
b) Personen, die im Besitz eines saarländischen Reisepasses oder eines saarländischen Personenausweises sind;
c) Personen, die die auf Grund der Verordnung der Regierungskommission vom 27. Januar 1932 betreffend die Arbeitszentralstelle für das Saargebiet ausgestellten Legitimationskarten sowie die Grenzausweise gemäß Protokoll über die Gebrauchsrechte an der saarländisch-französischen Grenze vom 13. November 1926 besitzen.

Dienstwagen für Privatreisen.

Der „Fall Breslau".

DNB **Berlin**, 14. Dezember.

Im großen Rundfunkprozeß wurde am Freitag die Erörterung des „Falles Breslau" fortgesetzt. Zu dem Anklagepunkt, daß der Angeklagte Zoreck umfangreiche Privatfahrten mit dem Dienstwagen der Schlesischen Funkstunde unternommen habe, erklärte Zoreck, er habe solche Privatfahrten im Einverständnis mit Aufsichtsrats- und Vorstandsmitgliedern unternommen. Er habe sich für berechtigt gehalten, neben seinen zahlreichen Dienstfahrten auch am Wochenende mit dem Wagen Erholungsfahrten ins Riesengebirge zu machen. Die Kilometerzahl der von ihm unternommenen Privatfahrten schätze er auf etwa 8000.

Auf die Frage des Oberstaatsanwalts Dr. Reiner, ob es auch angemessen gewesen sei, daß Frau Zoreck allein mit dem Wagen zu Konzerten gefahren sei, erwiderte Zoreck, er könne sich daran nicht genau erinnern, glaube aber, daß er einmal zu einem Konzert nicht mitfahren konnte.

Der Vorsitzende hielt dem Angeklagten ein Rundschreiben Dr. Bredows vom August 1931 vor, in dem gesagt wurde, daß die Benutzung des Dienstwagens außerhalb der Stadtgrenzen für Privatzwecke nur gegen Bezahlung erfolgen dürfe. Dr. Bredow erklärte, er habe sich in den ersten Jahren nicht den Kopf darüber zerbrochen, sondern mit angesehen, daß die leitenden Herren den Dienstwagen auch zu privaten Zwecken benutzten, wie es nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch verschiedentlich, soweit ihm bekannt sei, bei Behörden üblich gewesen sei. Selbstverständlich habe es sich nur um eine gelegentliche Benutzung der Wagen handeln können. Später habe er dafür gesorgt, daß Fahrtenbücher eingerichtet wurden, um eine Uebersicht zu haben.

Dr. Magnus erklärte ergänzend dazu, er habe ebenfalls auf dem Standpunkt gestanden, daß in einem gewissen Rahmen die Benutzung der Dienstwagen zu privaten Zwecken nicht zu beanstanden sei. Auf eine Frage des Vorsitzenden antwortete Dr. Bredow, von den Fahrten der Breslauer Herren ins Riesengebirge habe er erst bei seiner Vernehmung erfahren, sonst hätte er eingegriffen.

Oberstaatsanwalt Dr. Reiner kam noch einmal auf die Anklagepunkte gegen Flesch zurück. Ihm wird bekanntlich vorgeworfen, zuviel Gelder aus Rundfunkmitteln verbraucht zu haben. Reiner erklärte, die Staatsanwaltschaft habe aus gewissen Anzeichen den Verdacht gewonnen daß Flesch übermäßigen Ausgaben wahrscheinlich mit großen Spielverlusten zusammenhängen. Er fragte den Angeklagten, ob er viel gepokert habe. Dr. Flesch erwiderte, er habe im Jahre 1930 in einem bekannten Künstlerlokal verkehrt. Bekannte Herren hätten ihn eines Tages zu einer Pokerpartie aufgefordert. Er sei der Aufforderung nachgekommen in der Voraussetzung, daß es sich nur um ein Unterhaltungsspiel handele. Dann seien sie alle zwei bis drei Monate zum Pokern zusammengekommen. Der Einsatz habe 10 Pfg. betragen. Sein höchster Gewinn oder Verlust seien etwa 20 RM gewesen.

Am Freitag nachmittag wurde der frühere Intendant der „Schlesischen Funkstunde", Bischoff, als Zeuge vernommen. Bischoff erklärte, er habe seinen Dienstwagen bis 1932 ohne Chauffeur gefahren und habe dadurch der Schlesischen Funkstunde drei Jahre hindurch die Kosten für einen Chauffeur erspart. Wegen seiner Verkehrsunfälle Ende 1931 habe er einen Chauffeur angefordert, der ihm Mitte 1932 auch gestellt worden sei. Vorsitzender: „Hielten Sie sich denn für berechtigt, das Dienstauto zu Privatfahrten zu benutzen?" Bischoff: „Ich habe es immer für eine Lebensnotwendigkeit gehalten, mich einmal von dem täglichen Getriebe der Arbeit absetzen zu können. Man muß doch schließlich auch mal 'raus auf das Land ziehen können. Man kann nicht immer am Schreibtisch sitzen und Einfälle haben."

Die Verhandlung wurde dann auf Montag vertagt.

Was sind Erdstrahlen?

Dichtung und Wahrheit.

Berlin, 15. Dezember.

Vor der Berliner Medizinischen Gesellschaft setzte sich der bekannte Strahlenforscher Professor Friedrich mit dem Problem der „Erdstrahlen" auseinander. Unter dem unheimlichen Namen „Todesstrahlen" haben diese kaum erforschten Strahlungen eine höchst unerfreuliche Popularität erlangt. Man muß es bedauern, daß solche Vorträge nicht vor einem breiteren Publikum gehalten werden, denn der unglaubliche Schwindel, der mit „Entstrahlungsapparaten" aller Art getrieben wird, beginnt immer bedenklicher zu werden.

Was sind Erdstrahlen"? — Die Wissenschaftler erklären offen: Wir wissen es noch nicht genau. Die Leute aber, die aus der immer mehr um sich greifenden Erdstrahlenpsychose ein Geschäft zu machen verstehen, geizen nicht mit phantasievollen Erklärungen. Aus der Tiefe unserer Mutter Erde sollen unsichtbare Strahlen aufsteigen, die dem menschlichen Organismus schädlich sind. Krebs, Rheumatismus, sogar den Tod sollen sie verursachen. Mit geheimnisvollen physikolischen Apparaten, deren Wirkungsweise nie erklärt wird, sollen diese Strahlen abgeschirmt werden. Der Physiker lacht über die meist lächerlich primitiven Apparate — das Publikum aber glaubt und bezahlt.

Prof. Friedrich gab einen Ueberblick über die Strahlungsvorgänge, soweit sie uns schon bekannt sind. Im Innern der Erde ist die sogen. Teilchen- oder korpuskulare Strahlung — sie ist nur mit allerempfindlichsten Instrumenten feststellbar — nachgewiesen. Sie ähneln den Radiumstrahlen, sind aber viel zu schwach, um biologische Wirkungen auszuüben. Die elektromagnetischen Wellen sind uns aus dem Rundfunk wohlbekannt. Die in der Natur vorkommenden elektromagnetischen Felder und Wellen sind viel schwächer als die vom Menschen künstlich erzeugten. Noch niemals ist festgestellt worden, daß durch die von der Technik erzeugten Kraftfelder von mitunter beträchtlicher Stärke die geringsten gesundheitlichen Schäden hervorgerufen worden. Nur die ganz kurzen Wellen unter einem Meter Länge wirken stark biologisch. Sie kommen aber in der Natur nicht vor und sind auch im Laboratorium nur schwer zu erzeugen.

Nachdem die ernsthaften Physiker die gefürchteten Erdstrahlungen auf keine Weise feststellen konnten, blieb ihnen nur übrig, sich mit den Nachweisen auseinanderzusetzen, die von Erdstrahlen-Theoretikern angeblich gefunden wurden. Es ist von diesen Nachweisen, die soll immer völlige Unkenntnis der Strahlungsvorgänge verraten, nicht viel übrig geblieben. Am beliebtesten ist der sogenannte „photographische Nachweis". Eine mit Aluminium in Verbindung gebrachte lichtempfindliche Platte soll die Erdstrahlen aufzeichnen. In Wirklichkeit beruht die Reaktion der lichtempfindlichen Platte ganz einfach darauf, daß an der Grenzfläche der photographischen Platte und des Aluminiums Wasserstoffsuperoxyd entsteht.

Vielleicht gibt es wirklich Erdstrahlen, die wir noch nicht kennen. Aber solange wir sie nicht kennen, sollten wir nicht sinnlose Beschuldigungen gegen sie erheben.

Am Sachverhalt vorbei.

Die Antwort der Abstimmungskommission.

() **Saarbrücken**, 14. Dezember.

Die Abstimmungskommission hat an den Saarbevollmächtigten des Reichskanzlers, Gauleiter Bürckel, ein Antwortschreiben gesandt, in dem es heißt, die Kommission habe feststellen können, daß keine Sendung von nichtdeutschen Sendern vorgekommen sei, die in Art und Weise mit der zur Verbreitung im Saargebiet vom Reichssender Stuttgart aus gesandten Rede des Herrn Hilt zu vergleichen sei. Die Abstimmungskommission sehe keinen Grund, die Tätigkeit des Herrn Rossenbeck zu behandeln. Diejenigen, die gegen die Rückgliederung tätig seien, seien gleichberechtigt mit denjenigen, die für die Rückgliederung eintreten. Die Kommission könne nicht verstehen, wie die von den Behörden vorgenommene Haussuchung bei der Deutschen Front und die Veröffentlichung der diesbezüglichen Berichte im Zusammenhang mit dem Vorgehen des Herrn Hilt erwähnt werden.

Die „Saarbrücker Zeitung" bemerkt zu der Antwort, daß sie auf den Sinn der Feststellungen Bürckels zum Fall Rossenbeck nicht eingeht, also gerade an dem Sachverhalt vorbeigeht, der für die ausführliche Behandlung des Falles am Rundfunk bestimmt sei.

Prof. Grimm Verteidiger im „Deutsche Front"-Prozeß.

DNB **Saarbrücken**, 14. Dezember.

Der bekannte Strafrechtler Professor Hermann Grimm-Essen ist vom obersten Abstimmungsgerichtshof als Verteidiger in dem auf den 21. Dezember anberaumten „Deutsche-Front"-Prozeß zugelassen worden. Er wird gemeinsam mit Rechtsanwalt Ney-Saarlouis die Verteidigung der bekannten Führer des Saardeutschtums, Pirro, Levacher, Kiefer, Röchling und Schmelzer übernehmen.

In diesem Prozeß handelt es sich um die Denkschrift, die die Deutsche Front am 13. November dem Völkerbund einreichte, in der gegen bestimmte Beamte der Regierungskommission Vorwürfe wegen Verletzung ihrer Amtspflichten erhoben wurden. Diese Vorwürfe beruhten in der Hauptsache auf einer eidlichen Aussage des früheren Angestellten der Regierungskommission, Carsenius. Diese eidliche Aussage war der Denkschrift beigefügt.

Die Anklage sieht in diesen Vorwürfen eine Beleidigung des Direktors des Innern, Heimberger, sowie der Emigrantenbeamten Ritzel, Lehnert und Lauriolle. Eine Beleidigung von Mitgliedern der Regierungskommission wird in der Anklage nicht behauptet.

Turfschwindel aufgedeckt.

DNB **Berlin**, 15. Dezember.

Bei dem am letzten Sonntag in Mülheim stattgefundenen Galopprennen ist ein Schwindelmanöver aufgedeckt worden. Bei dem A. Zimmermann-Rennen wurde u. a. eine Stute gestartet, von der festgestellt werden konnte, daß sie unter falschem Namen lief. Die Vorgeschichte spielte sich in Neuenhagen und Hoppegarten ab. Dort wurde von einem im Rennsport unbekannten Mann vor wenigen Wochen die fünfjährige Stute „Amön" gekauft. Beim Transport, wahrscheinlich beim Verladen auf dem Stettiner Bahnhof, wurde die Stute gegen die schon in 20 diesjährigen Rennen stets erfolglos gestartete Stute „Kameradin" vertauscht. „Amön" trat die Reise nach Mülheim als „Kameradin" an. Bei dem Rennen am vergangenen Sonntag spielte aber auch sie keine Rolle und konnte nur den vierten Platz besetzen. Der geplante Schwindel war nicht von Erfolg begleitet.

Die oberste Behörde für Vollblutzucht und Rennen hatte von dem Tausch schon einige Tage vor dem Rennen Kenntnis erhalten und hat mit Absicht den Betrugsfall sich abwickeln lassen, um energisch gegen die in die Angelegenheit verwickelten Betrüger zum Nutzen des gesamten Rennsports und vor allen Dingen des wettenden Publikums einschreiten zu können. Gleichzeitig mit der Beschlagnahme des Pferdes wurde zugunsten des auf dem 5. Platz eingekommenen Pferdes gegen die auf dem vierten Platz eingelaufene „Kameradin" von seiten der obersten Behörde eingelegt.

Die Untersuchung des Falles wird mit größter Energie betrieben. Es dürfte schon jetzt erwiesen sein, daß ein aktiv am Rennsport Beteiligter dabei seine Hand nicht im Spiel gehabt hat, daß vielmehr eine Clique von Außenseitern das Schwindelmanöver ausgeführt hat.



Aus dem Kreise Ahaus

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 16. Dezember 1934.

Wald und Weihnacht

Das Weihnachtsfest und der Wald gehören zusammen, seit der Tannenbaum das Symbol dieses Festes geworden ist. Woher kommen die vielen Weihnachtsbäume, die jetzt allenthalben in den Städten auf Straßen und Plätzen und in kleinen Wäldern zum Verkauf stehen? Kann der deutsche Wald alljährlich die riesige Zahl hergeben, ohne Schaden zu leiden? Es sind immerhin wohl rund 6 Millionen Bäume, die zum Weihnachtsfest gebraucht werden. An diesen großen Zahlen gemessen, verschwindet die Zahl der Bäume, die aus Christbaumkulturen stammen. Den Hauptteil liefert der Wald, und zwar nur der deutsche Wald, seitdem wegen der Gefahr der Einschleppung von Schädlingen und Pflanzenkrankheiten die Einfuhr von Christbäumen aus dem Auslande gesperrt ist. Der deutsche Wald kann auch ohne jeden Schaden allen Anforderungen gerecht werden. Die Christbaumwerbung gehört zu der jährlichen Bestandspflege der Kulturen von Rot-Tannen oder Fichten und Weiß- oder Edeltannen, die fast allein nur als Weihnachtsbäume in Frage kommen. Etwa der vierte Teil der deutschen Waldfläche trägt die beiden Nadelholzarten, die vor allem in den deutschen Mittelgebirgen vorherrschend sind. Eine ganze Reihe von Jahren haben die Bäume schon im Walde gestanden, bis die Axt sie jetzt hinwegnahm. 15 bis 20 Jahre sind die größeren, etwa 3 m hohen, alt geworden, und 8 bis 15 Jahre die kleineren zwischen 1 und 1¼ Meter. Wenn am Heiligabend der Abgesandte des Waldes in seinem Festkleid erglänzt, wenn sein herber Duft sich mengt mit den Düften der Wachskerzen und des Pfefferkuchens, dann denkt wohl kaum jemand daran, daß dieser Baum in unserer Zeit erst zu einem wahren Wunderbaum geworden ist. Aus seinem Holz entstehen die köstlichen Dinge, und mancherlei mag auf dem Gabentisch liegen, das von ihm seinen Ursprung genommen hat. Neben dem geduldigen Papier und dem hygienischen Zellophan sind von ganz besonderer Wichtigkeit die Textilfasern, aus denen wunderbare Gewebe und zarteste Wirkwaren hergestellt werden. Mit dem Wunder der Kunstseide sind aber die Gaben des Weihnachtsbaumes noch nicht erschöpft. Unter dem Zauberstab der modernen Chemie entstehen neuartige Fasern, die berufen sind, uns immer stärker zu machen im Kampf um die eigene Rohstoffversorgung, und wer weiß, welche neuen Wunder noch der Entdeckung harren.

Stammsitzmieter des Stadttheaters Münster.

Am Montag, den 17. ds. Mts. wird die fällige Dezemberrate eingezogen und wird gebeten, das Geld bereitzuhalten und die Eintrittskarte zur Abstempelung vorzulegen.

Krippenausstellung im Jugendheim

So war es in früheren Zeiten und so ist es auch heute wieder: In froher Erwartung des Weihnachtsfestes werden an den langen, stillen Abenden des Advents die Weihnachtskrippen gebastelt. Das Material dazu gab gerne der liebe Wald, Wurzeln, Moos, Rinde und was sonst noch zu einer Krippe gehört. So entsteht dann aus Gläubigkeit und feiner Einfühlung in das wunderbare Weihnachtsgeheimnis manche Krippendarstellung, technisch und künstlerisch vollendet. Krippenbau ist auch ein Stück wiedererstandener Heimkunst. Es ist darum ein feiner Gedanke, alle die feinen und verschiedenen Krippendarstellungen der breiten Oeffentlichkeit zu zeigen, zur Anregung der eigenen Krippenherstellung. In den Abenden der letzten Wochen ist in Ahaus eine große Anzahl schöner Krippen gebastelt worden, die nun am heutigen Sonntag ausgestellt sind. Der Eintritt ist für jedermann. Es besteht auch die Möglichkeit, eine Krippe zu erwerben. Jedenfalls ist der Besuch der Ausstellung sehr zu empfehlen. Sie ist eine feine Einführung in den Weihnachtsgedanken, zugleich auch ein Zeichen für die intensive Arbeit im Ahauser Jungmännerverein.

Die Geschäfte am silbernen Sonntag

Am heutigen Sonntag, den der Volksmund den Namen „Silberner Sonntag" gegeben hat, sind die Ladengeschäfte bis nachmittags 6 Uhr geöffnet. Für alle diejenigen, die an den Wochentagen durch ihre Arbeit verhindert sind, ihre Weihnachtseinkäufe zu tätigen, bietet sich also heute hierzu die schönste Gelegenheit. Jedem mag der wohlgemeinte Rat gegeben sein, von dieser Gelegenheit möglichst ausgiebig Gebrauch zu machen. Noch hat er die Auswahl, noch kann er in Ruhe prüfen und wählen. Im Inseratenteil der gestrigen und heutigen Ausgabe unserer Zeitung findet der Leser einen Wegweiser und Ratgeber, der ihm nützliche Winke für seine Einkäufe geben wird. Möge der silberne Sonntag jedem das rechte bringen.

Silvester auf dem Brocken

Harzfahrt der Unverheirateten vom 29. 12. 34 bis zum 1. 1. 35.

Die Kreispressestelle der NSG. „Kraft durch Freude" meldet:

Tausend schöne Erlebnisse sind mit einer Silvesterfeier in der wunderbaren Winterwelt des Harzgebirges verbunden. Der Zauber des großen weißen Schweigens, die in der weichen Decke des Schnees ruhenden Bergkuppen und Hochwälder, das Drama des blassen Todes unter dem strahlend blauen Himmel eines Wintertages: das sind Ereignisse von schöpferischer Gewalt, die leider so wenige bisher erfahren haben.

Nur einmal wird dieses winterliche Schweigen unterbrochen: Die Türen der Häuser werden sich öffnen, helle Lichtstrahlen dringen durch die frostklare Winternacht, und unter dem sternlichten Himmel wird zum Glockenklang ein tausendstimmiger Ruf der nordwestfälischen Urlauber ertönen: Glückliches Neujahr 1935.

Liebe Ehemänner und Ehefrauen! Seid nicht böse, daß Euch zur Silvesterfahrt das Amt für Reisen Wandern und Urlaub nicht mitnimmt. Denkt einmal an die Silvesterstunden zurück, die Ihr in Eurer Jugend gefeiert habt, und Ihr werdet Verständnis haben mit Euren Söhnen und Töchtern, die heuer ohne Euch das alte Jahr beschließen und das neue beginnen.

Junggesellen, westfälische Mädchen, feiert diesmal Neujahr mit der NSG. „Kraft durch Freude" im Harz.

Der Preis beträgt 15,— RM. einschließlich Fahrt und Verpflegung. Noch sind einige Plätze frei und wir bitten um umgehende Anmeldung. Telefonisch werden Anmeldungen entgegen genommen unter 101 Epe und 558 Ahaus.

Verbesserter Fernsprechverkehr am Weihnachtsheiligabend.

In den letzten Jahren ist am Weihnachtsheiligabend der Fernsprechverkehr wiederholt so außergewöhnlich stark gewesen, daß Verkehrsstauungen — besonders nach 19 Uhr — auftraten, obgleich zur Bewältigung des Sprechverkehrs alles verfügbare Personal und sämtliche Leitungen bereitgestellt wurden. Die Abwicklung des Fernsprechverkehrs soll am diesjährigen Weihnachtsheiligabend nach einer Anordnung des Reichspostministers dadurch erleichtert werden, daß an diesem Tage im Inlandsverkehr versuchsweise der Beginn der Verkehrszeit zur ermäßigten Zweidrittel-Gebühr von 19 auf 18 Uhr, also um eine volle Stunde vorverlegt wird.

Wasserspere und Spülung des Rohrnetzes. — Schützt die Wassermesser und -leitungen vor Frost!

In einer Bekanntmachung im heutigen Anzeigenteil wird eine Wassersperre für **Mittwoch, den 19. Dez. 34, nachm. von 13 (1) Uhr bis gegen 16 (4) Uhr** angekündigt. Am folgenden Tage wird von morgens 9 Uhr ab eine Spülung des Rohrnetzes vorgenommen. Während dieser Zeit lassen sich Trübungen des Wassers nicht vermeiden.

Wir empfehlen unserer Leserschaft weiter besonders die Beachtung des Teiles der Bekanntmachung, der sich mit dem Schutz der Wassermesser und -leitungen vor Frost befaßt.

Legden

Vom Winterhilfswerk.

Am heutigen Sonntag, dem 17. Dezember, wird im Saale Sutthoff ein bunter Abend veranstaltet zum Besten des Winterhilfswerkes. SA., BdM. stellen sich in den Dienst der guten Sache und werden Schönes und Unterhaltendes in buntem Wechsel bieten. Besonderes Interesse wird dem musikalischen Teil gewidmet werden. Die ganze Kapelle des FAD. Coesfeld ist für den Abend gewonnen worden, die mit einem auserlesenen Programm den Abend bereichern wird.

△ **Der Baum im Ladenfenster.** Eine Langholzfuhre wollte in den engen Bußhook einbiegen. Die Enden des Langholzes machten dabei Bekanntschaft mit den Schaufenstern der Geschäftslokale Melchers und Wesseler. Da letzteres mit Rollschutzlade versehen war, kam es unbeschädigt davon, während das große Melcher'sche Schaufenster vollständig zertrümmert wurde.

Gemeinderatssitzung.

Am Donnerstag morgen fand im Sitzungszimmer des Amtshauses eine kurze Beratung der Gemeinderäte statt. Den Vorsitz führte der Gemeindeschulze Schulze Hauling. Er trug die zur Beratung stehenden Etatsüberschreitungen vor und begründete dieselben in ihren einzelnen Positionen. Die Gemeinderäte waren mit der Genehmigung der Etatsüberschreitungen einverstanden.

Dies war die letzte Zusammenkunft der alten Gemeinderäte. Inzwischen sind die auf Vorschlag des Gauleiters der NSDAP. benannten neuen Gemeinderäte vom Landrat berufen worden.

*

Gronauer Stadt-Rundschau

Castelle las auch Werken Wibbelts

Ein prächtiger Abend im Heimatverein Gronau.

Das war ein richtiger Abend zur Pflege von Volkstum und Heimat: Wer könnte uns besser in unser Volkstum einführen als unsere drei großen plattdeutschen Dichter Klaus Groth, Karl Wagenfeld und Augustin Wibbelt, zumal ihre niederdeutsche Sprachkunst auch jenen Erdgeruch an sich hat, der von dem Geist und den Gestalten ihrer Dichtungen unlösbar ist.

Castelle tat gut daran, seinen Wibbeltabend sofort im westfälischen Platt zu beginnen. Er gewöhnte das Ohr schnell an die Mundart und erleichterte für viele das Verständnis durch erklärende Esseten, durch entsprechende Mimik und Modulation der Stimme.

Er brachte eine gute Auslese Wibbelt'scher Dichtungen zu Gehör, charakteristische Ausschnitte seiner größeren Werke und bewies damit, daß unser heimatliches Platt nicht nur, wie manchmal behauptet wird, für humoristische Stoffe geeignet ist, sondern, daß es noch viel gewaltiger zu packen und zu erschüttern vermag als die hochdeutsche Sprache, die sich an Gestalten wie „Peterohm und Dirt" oder „Oll Berup" vergeblich versuchen würde.

Auch ein Stück Lebensweisheit gab Wibbelt durch Castelle uns mit in den kleinen Sprüchen, in denen er Welt und Menschen „up de Hiäkel" nimmt, in „Bildung", „Kultur", „Fraulüde", „De Pessimist" u. a. m.

Den humorvollen Abschnitt bildeten die biblischen Zwiegespräche zwischen Marietken und Katrin, sowie Vorbereitungen zum Kaiserempfang, die in dem neuen Badeort Windhok getroffen wurden. Wer konnte sich des Lachens erwehren, als der Bürgermeister zur Probe vor dem helmgekrönten Holzpfahl seine ergebene Begrüßungsrede hielt und dem „Kaiser" den gefüllten Pokal zum Trunke bot, den er dann selbst in seiner Kaiserrolle bis zur Neige leerte? Es war ein gemütvoller Abend, den Castelle uns bescherte. Die zwar nicht sehr zahlreichen, aber sehr aufmerksamen Zuhörer dankten mit aufrichtigem Beifall.

)(**Der Unterricht in der kaufmännischen und in den Handwerkerklassen** der gewerblichen Berufsschule Gronau fällt ab Montag, den 17. ds. Mts. aus. Wiederbeginn des Unterrichts nach den Weihnachtsferien.

△ **Zum Besten des Winterhilfswerks überwies** die Firma Gerrit van Delden u. Co. als 1. Rate 3000,— ℳ an die hiesige NS.-Volkswohlfahrt und 6400,— ℳ an die Hitlerspende.

)(**Die neue moderne Verkehrsstraße Glanerbrücke—Enschede,** die parallel läuft mit der alten Reichsstraße, ist bekanntlich erst bis zum „Lindenhof" hinter „Dolphia" angelegt, wo sie wieder in die alte Straße mündet. Die Fortführung der Autostraße bis „Marthalaan" kurz vor Enschede ist aber aus Gründen der Verkehrssicherheit so dringend notwendig, daß die zuständige Reichsbehörde mit Nachdruck die Verhandlungen mit den Grundstückseigentümern der in Frage kommenden Reststrecke betreibt, ohne allerdings bis jetzt eine völlige Regelung erzielt zu haben. Man hofft aber doch, im Jahre 1935 auch das Reststück der von allen Fahrzeugführern als Erleichterung empfundenen idealen Verkehrsstraße bis zum Stadtrand von Enschede ausbauen zu können.

● **Was alles verloren und gefunden wird.** Auf dem städt. Fundbüro wurden folgende gefundenen Gegenstände abgegeben: 1 Uhr mit Kette und 1 Holzflöte. Die Verlierer wollen sich auf dem Fundbüro melden.

△ **Bardel, 15. Dez. Treibjagden.** Auf einer Treibjagd im fürstlichen Revier Bardel wurden 240 Stück Wild zur Strecke gebracht, darunter 120 Kaninchen und 3 Füchse. In Sieringhoek betrug die Strecke einer Teibjagd über 44 Stück Wild, während auf einer Treibjagd in Westenberg im Revier des Herrn Scholten über 40 Stück Wild erlegt wurden, das dem Winterhilfswerk zur Verfügung gestellt wurde.

Zum Obstmarkt!

Der Weihnachtsobstmarkt beginnt am 17. Dezember, vorm. 10 Uhr in Gronau bei Determann. Es werden verschiedene Apfelsorten in mehreren Auslesen in einheitlicher Verpackung ausgestellt. Die aus der weiteren Umgebung erschienenen Lieferanten erbringen den Beweis, daß es neben den bisher vielfach bevorzugten schön gefärbten ausländischen Früchten, auch deutsches Spätobst in bester Ausbildung gibt. Jeder Obstliebhaber nehme die Gelegenheit wahr, sich diese Ausstellung deutschen Winterobstes einmal anzusehen.

Mitternächtliche Weihnachtsfeier bei den Bardeler Franziskanern

Wie alljährlich, so findet auch dieses Jahr die mitternächtliche Weihnachtsfeier statt. Um den in früheren Jahren übergroßen Andrang mit seinen Unzuträglichkeiten zu vermeiden, wird auch diesmal nur eine beschränkte Zahl Einlaßkarten verausgabt.

Die Karten sind unentgeltlich an der Klosterpforte in jeweils geringer Anzahl zu haben und zwar am heutigen und nächsten Sonntag.

Die Karten berechtigen nicht zu Sitzplätzen, die nur soweit die Kirchenbänke reichen, vorhanden sind. Kinder, die nicht zur Gemeinde Bardel gehören, finden keinen Zulaß, ebensowenig Erwachsene, die weder Andacht noch Religiösität zur Weihnachtsfeier führt.

Brieflichen Anforderungen kann nur bei, dem Kloster bekannten Personen entsprochen werden. In diesem Falle möge man Rückporto beilegen und sich mit wenigen Karten begnügen.

Die Ueberwachung der Autos, Räder und der äußeren Ordnung übernimmt in zuvorkommender Weise die zuständige Polizei.



Ein wirksames Eintopfgericht-Schaufenster

war zum letzten Eintopf-Sonntag im November in einem Lebensmittelgeschäft an der Adolf-Hitler-Straße in Gronau zu sehen. Wie wir im Bilde sehen, stand in der Mitte ein naturgetreu nachgebildeter alter Bauernherd mit fingierter (vorgetäuschter) Feuerung und verziert mit altem Zinn- und Kupfergeschirr. Ueber der Feuerung hing ein aus dem 16. Jahrhundert stammender Kupferkessel. Und zu Seiten des Herdes sah man verteilt all die deftigen, schmackhaften Produkte, die unsere Hausfrauen für die Zubereitung des deutschen Eintopfgerichtes benötigen.

Am heutigen Sonntag, den 16. Dezember ist wiederum „Eintopf-Sonntag. Spende heute jeder Volksgenosse wieder gern und freudig, wenn die Sammler mit ihren Listen und Büchsen von Haus zu Haus vorsprechen. Aber — daran denke man auch — mit einer Spende allein ist es nicht getan, sondern es kommt darauf an, daß jeder Volksgenosse am Eintopf-Sonntag auch wirklich ein Eintopfgericht ißt und damit seine Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft bekundet!

*

Dies und Das

Blumen auf den Weihnachtstisch Ganz eigenartig, wie man es für diese Jahreszeit kaum für möglich halten sollte, hat das milde Wetter der letzten Wochen auf die einheimische Flora eingewirkt. So kann von Epe berichtet werden, daß in der vergangenen Woche in einem Hausgarten ein Strauß Rosenknospen geschnitten wurde, der jetzt im Zimmer sich zu einem prachtvollen Rosenstrauß entwickelt hat. Auf vielen Rasenflächen blühen jetzt wieder Marienblümchen und Löwenzahn. In manchen Gärten zeigen Goldlack und Stiefmütterchen neue Blüten, auch Nelken und Löwenmäulchen haben es nochmals gewagt, neue Blüten zu treiben. Wenn die feuchtwarme Witterung noch 8 Tage anhält, steht es durchaus im Bereiche der Möglichkeit, zum Weihnachtsfeste den Gabentisch mit einem frischen Rosenstrauß zu schmücken. Wer zeitig genug Barbarazweige gesteckt hat, wird diese vielleicht zum Weihnachtsfeste mit bunten Blumen aus dem Garten zieren können, so daß es in diesem Jahre ein blühendes Weihnachtsfest werden kann.

Wann wird geheiratet? Die fortschreitende Verstädterung auf dem flachen Lande hat leider viele Bräuche und Sitten in Vergessenheit geraten lassen, die ursprünglich voll tiefen Sinnes steckten. So war es früher durchaus nicht gleichgültig, wann, d. a. an welchem Tage, eine Hochzeit stattfand, und selbst heute ist es noch in manchen Gegenden üblich, streng darauf zu achten, daß diese Tage eingehalten werden. In Norddeutschland wird fast allgemein der Freitag vorgezogen, der im Süden meist als „Unglückstag" bezeichnet wird. Er ist der Tag der Freia, der germanischen Göttin des häuslichen Glückes. Als der ungeeignetste Tag zur Hochzeit gilt der Donnerstag, weil es sonst in der Ehe viel donnern würde. Trotzdem gibt es Gegenden, wo man den Donnerstag vorzieht. Und zwar geschieht dies in Westpreußen, wo sowohl Verlobung als auch Hochzeit gewöhnlich am Donnerstag stattfinden. Der Dienstag als Hochzeitstag ist allgemein beliebt. Sowohl in der bayerischen Ostmark wie in der Mark Brandenburg, in Westpreußen (neben dem Donnerstag) als auch dort, wo sonst der Freitag vorgezogen wird, kann er in Frage kommen, d. h. also auch in Schleswig-Holstein, Westfalen und im Lüneburgischen. Auf dem Lande dauern die Hochzeiten gewöhnlich auch etwas länger als einen Tag. Im Egerlande mindestens vier bis fünf Tage, in Schleswig-Holstein vielfach auch bis zu fünf Tagen, im Altenburgischen drei Tage. Anderswo benennt man nur einen Tag als Hochzeitstag, die übrigen sind die „Nachhochzeit". Geheiratet wird zu allen Jahreszeiten, man hat da nie große Unterschiede gekennt.

*

Vreden

Jedem bedürftigen Volksgenossen ein Weihnachtspaket.

Nur noch wenige Tage trennen uns von dem schönsten aller Feste, dem Weihnachtsfeste. In jeder Familie denkt man daran, wie man seinen Angehörigen eine Freude bereiten kann. Noch aber leben zahlreiche Volksgenossen in Not und Sorge, die ihnen den festlichen Tag verbittern; denn gerade am Weihnachtsfest empfinden sie ihre Not und ihr Elend besonders schmerzlich. Darum mahnt uns das bevorstehende Fest, in diesen Tagen unserer notleidenden Brüder und Schwestern besonders zu gedenken. Am Mittwoch, dem 19. Dezember findet in unserer Stadt eine Hausammlung für Lebens- u. Genußmittel statt. Wenn die Sammler mit der Bitte um weitere Opfer an Euch herantreten, dann zeigt Euren Opfersinn und spendet reichlich. Besonders die Geschäftsleute werden gebeten, nach Möglichkeit zu geben, Sorgt dafür, daß das ganze Volk ein frohes, deutsches Weihnachtsfest begehen kann.

Festtagsrückfahrkarten zu Weihnachten mit verlängerter Gültigkeit.

Wie in den Vorjahren, werden auch in diesem Jahre zu Weihnachten Festtagsrückfahrkarten mit verlängerter Gültigkeitsdauer ausgegeben und für Arbeiterrückfahrkarten Erleichterungen zugelassen. Die Festtagsrückfahrkarten gelten zur Hin- und Rückfahrt an allen Tagen vom 21. Dezember 1934 0 Uhr bis 3. Januar 1935. (Die Rückfahrt muß am 3. Januar 1935 um 24 Uhr beendet sein.) Die Geltungsdauer der Arbeiterrückfahrkarten wird verlängert. Die Arbeiterrückfahrkarten können ebenfalls vom 21. Dezember 1934 bis 3. Januar 1935 an allen Tagen zur Hin- und Rückfahrt benutzt werden, ohne daß es der sonst vorgeschriebenen Urlaubsbescheinigung bedarf. Die Festtagsrückfahrkarten können bereits ab 11. Dezember 1934 gelöst werden.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für Politik: Dr. Georg Helder, Münster i. W., Stellvertreter des Hauptschriftleiters und verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Rediger, Münster i. W.; für Westdeutschland: Otto Heinz Tebbe; für Feuilleton: Peter Schlaun; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, sämtlich in Dortmund; Berliner Redaktion: Dr. Ernst Häfner, Berlin-Lichterfelde; für den Zeno-Anzeigenteil: Verlagsleiter Dr. Erich Altmeppen, Münster i. W.

Verantwortl. Schriftleitung für den lokalen Teil: Franz Beckering, Ahaus für den lokalen Anzeigenteil: Geschäftsführer Bernh. Bentink, Ahaus

Durchschnittsauflage: XI. 1934: **Zeno-Zeitung insgesamt 41832,** enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Beckum und Lüdinghausen, Ahlen, 3239; — Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahaus (Billerbecker Zeitung, Gescherer Zeitung, Dredener Anzeiger, Stadtlohner Volksblatt), Coesfeld, 5606; — Borkener Zeitung, Borken, 3137; — Bürgerblatt für den Niederrhein und Reeser Tageblatt, Emmerich, 1835; — Dülmener Zeitung, Amtliches Kreisblatt für den Kreis Coesfeld, Dülmen, 1776; — Haltener Zeitung, Haltern, 1706; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Epe Volksblatt), Ahaus, 3183; — Münsterländische Volkszeitung (Rheiner Volksblatt), Rheine, 4048; — Emsländische Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Papenburg-Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1724; — Neuer Emsbote für Kreis Warendorf und Amt Telgte (Warendorfer Kreisblatt), Warendorf, 2527; — Tageblatt für den Kreis Steinfurt (Ochtruper Anzeiger, Wettringer Anzeiger, Metelener Zeitung, Neuenkirchener Zeitung), Ochtrup, 1640; — Volksblatt für Vocholt und den Kreis Borken, Vocholt, 6167; — Volksblatt für Wesel und den Kreis Rees, Wesel, 936; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdetten, Burgsteinfurt, Nordwalde, Borghorst, Greven, Emsdetten, 2274; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlichkeit, Dorsten, 2034.

Habe ich niemand vergessen?

Diese bange Frage erhebt sich immer, wenn man eine Mitteilung an einen größeren nicht festumrissenen Personenkreis zu machen hat. Z. B. bei Mitteilungen über **Verlobungen, Vermählungen, Geburten, Todesnachrichten** usw. Der Ausweg ist einfach:

eine Anzeige im Heimatblatt Kreiszeitung für den Kreis Ahaus

(Gronauer Volkszeitung Eper Volksblatt)

Von der ersten zur letzten Grenzlandabstimmung.

Eine Erinnerung an die Volksabstimmung in Nord- und Mittelschleswig.

Von einem Schleswiger, der aktiv an dem Abstimmungskampf in Nord- und Mittelschleswig teilgenommen hat, gehen uns die folgenden Erinnerungen daran zu.

Die Saarabstimmung am 13. Januar ist der letzte der Grenzkämpfe, die das Versailler Diktat Deutschland auferlegt hat. Als in den Weihnachtswochen vor fünfzehn Jahren das Volk von Nord- und Mittelschleswig in den Abstimmungskampf eintrat, war seine Lage besonders schwer. Dänemark hatte am Weltkrieg sein Geschäft gemacht. Eine Krone galt soviel wie 10 Mark. Die dänische Landwirtschaft war reich, die deutsche arm. In die Städte der deutschen Nordmark, die ihren Aufschwung dem Ausbau der deutschen Wehrmacht verdankten, war nach der Vernichtung von Heer und Flotte die Arbeitslosigkeit eingezogen, in Deutschland ging es politisch noch drunter und drüber, und mancher Schleswiger, der nach dem kriegsgewinn- und valutagesegneten Dänemark blickte, mochte wankend werden.

Wenn trotz alledem Flensburg und weite Gebiete Schleswigs bei Deutschland blieben, so war das dem Elan zuzuschreiben, mit dem der Abstimmungskampf auf deutscher Seite geführt wurde. Die Dänen hatten Geld und Speck, die Deutschen die ganze Begeisterung und Zähigkeit eines Volkes, das den Kampf um seine Existenz führt. Die Dänen verfügten über ganze Autoparks, die Deutschen hatten nur wenige Kraftwagen. Die Dänen überschwemmten das Land mit Propagandazetteln und Zeitungen, die Deutschen konnten das bei weitem nicht in dem Maße, aber sie hatten dort oben in dem Grenzland zwischen Nord- und Ostsee einen kleinen Kreis von Propagandisten zusammengezogen, der den Dänen überlegen war. Die Geschäfte der deutschen Abstimmungspropaganda wurden in ein paar primitiven Büros erledigt, die geistige Führung des Kampfes aber lag unumstritten bei den Journalisten und Propagandisten, die sich im Altflensburger Haus um den deutschen Abstimmungskommissar Adolf Köster versammelten. Ganz gleich, aus welchem politischen Lager sie kamen, am großen runden Tisch im Altflensburger Haus berieten sie alle in guter Kameradschaft.

Der Kampf um das deutsche Schleswig einte alle, die Politiker, die Journalisten, die Leute aus dem Handel und dem Gewerbe, die Bauern und die Arbeiter, die draußen im Kleinkampf des Tages standen.

Das deutsche Propagandamaterial wurde oft unter erschwerendsten Umständen nach den friesischen Inseln, nach Alsen und in die entlegensten Orte des Landes gebracht, und weder die französischen Alpenjäger, die als Besatzungstruppe in das Abstimmungsgebiet gelegt wurden, noch die Speckpakete, die den Deutschen zu vielen Tausenden von den Dänen ins Haus geschickt wurden, vermochten die aufrechte Haltung der Deutschen zu erschüttern.

Die Abstimmung erfolgte in zwei Zonen, zunächst in Nordschleswig, wo es aus der dänischen Zeit vor 1864 noch immer viele deutsch gesinnte Familien gab, und dann in Mittelschleswig. Als Nordschleswig am 10. Februar 1920 abstimmte, stürmte und regnete es ununterbrochen. Tondern und Apenrade stimmten deutsch, aber draußen auf dem Lande, vor allem an der Grenze, gab es dänische Mehrheiten, und am Abend des Abstimmungstages stand die dänische Mehrheit in der ersten Zone fest. Der Versailler Vertrag sah Enblock-Abstimmung vor, und so ging die erste Zone für Deutschland verloren, obwohl auch die Stadt Sonderburg eine deutsche Mehrheit aufwies.

Die deutsche Propaganda ließ sich durch das Ergebnis vom 10. Februar nicht in die Defensive drängen. Sie forderte, daß der südliche Gürtel der ersten Zone bei Deutschland bleibe, weil er überwiegend deutsch gestimmt hatte und weil die deutsche Minderheit von 35 Prozent in ganz Nordschleswig nicht restlos dänisch werden dürfte, wenn man dem Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht ins Gesicht schlagen wolle. Wenn auch die Internationale Kommission der deutschen Forderung nicht folgte, so war sie doch den Deutschen im Kampf um Mittelschleswig von hohem Wert. Sie wurde zur Fanfare im Kampf gegen das Dänentum, das seine Hand nach Flensburg ausstreckte.

Unter dem Schutz der französischen Bajonette begann in der zweiten Zone ein wahres Kesseltreiben gegen das Deutschtum. Dänische Spitzel saßen den deutschen Propagandisten auf den Fersen, dänische Polizeichefs wiesen deutsche Journalisten aus und verboten deutsche Zeitungen, aber was auch geschah, jeder Schlag steigerte die deutsche Energie, und selbst als in der Nacht vom 12. zum 13. März 1920, einen Tag vor der Volksabstimmung in der Zweiten Zone, in Berlin der Kapp-Putsch ausbrach, vermochte auch er die Kameradschaft aller Deutschen in Schleswig nicht zu trüben.

Hier ging es um Deutschland, nicht um die Staatsform, und noch in der eisigkalten Winternacht zum 14. März, dem Abstimmungstag, wurde die deutsche Antwort an die Sensationsblätter der Dänen, die natürlich den Kapp-Putsch weidlich auszunützen suchten, bis in die entlegensten Hütten des Landes und nach den Inseln gebracht.

Im offenen Auto ging's am Abstimmungstag durch den eisigen Nordost! Ein einziger deutscher Menschenwall, der sich gegen den Vorstoß des Dänentums wehrte, stand an der Nordgrenze der zweiten Zone. „Lieber tot als Sklav!" Das war das Leitmotiv, unter dem man den Kampf führte. In den Städten Flugblätter auf den Straßen und Plätzen, alle paar hundert Schritte elegante dänische Autos, die Wähler zu den Abstimmungslokalen brachten und nur wenige deutsche Kraftwagen. In Flensburg sah man vor Flugblättern kaum das Straßenpflaster.

Als der Abend herniederdämmerte, ging eine freudige Ahnung durch das Volk: „Flensburg bleibt deutsch!", und als dann um Mitternacht das Abstimmungsergebnis vorlag, stand es fest: die Stadt hatte sich mit 27 667 deutschen und 8929 dänischen Stimmen für Deutschland entschieden. Die ganze zweite Abstimmungszone zählte 52 660 deutsche und 12 748 dänische Stimmen. Im Landkreis Flensburg hatten alle Abstimmungsbezirke eine überwältigende deutsche Mehrheit. Von der Nordsee zur Ostsee zog sich ein breiter mittelschleswigscher Gürtel, der bei Deutschland bleiben mußte, wenn die Internationale Kommission gerecht entschied.

Aber wo gab es ein Jahr nach dem Weltkrieg Objektivität gegen Deutschland!

Dieselbe Internationale Kommission, die sich bei der Wertung der Ergebnisse in Nordschleswig weigerte, einzelne für Deutschland günstige lokale Ergebnisse auch nur in Betracht zu ziehen, schlug bei Bewertung der Ergebnisse der zweiten Zone Glücksburg am Nordufer der Flensburger Förde mit 830 deutschen und 95 dänischen Stimmen zu Dänemark, legte die Grenze unmittelbar an den Stadtrand von Flensburg und schnürte es dadurch von allem Hinterland im Norden ab.

Trotz aller Gewaltpolitik der Interalliierten Kommission bleibt die Volksabstimmung in Schleswig für alle Zeit ein guter Auftakt zu den Grenzkämpfen des deutschen Volkes. Man hat es hinterher in Ost- und Westpreußen und Oberschlesien erlebt, wenn auch hier wie in Schleswig die Entscheidungen nach den Volksabstimmungen für Deutschland durch die dazu berufenen Instanzen durchaus rechtswidrig getroffen wurden. Aber inzwischen hat sich doch einiges in der Welt geändert, und es ist gewiß: Die Entscheidung des Saarvolks am 13. Januar 1935 wird ein guter Abschluß der dem deutschen Volke im Versailler Diktat aufgezwungenen Grenzkämpfe sein.

Das Analphabetentum in der Sowjetunion.

Moskau, im Dezember.

Manche Berichte über Extratouren, die sich der sowjetrussische Amtsschimmel von Zeit zu Zeit leistet, liest der Mitteleuropäer nur mit Kopfschütteln. Ist denn so viel erbarmungswürdige Verständnislosigkeit überhaupt menschenmöglich. Er würde den unfreiwilligen Witz, den sich irgend ein Kollektiv wieder einmal geleistet hat, sicherlich verständlicher finden, wenn er wüßte, daß vielleicht im ganzen Dörfchen nicht ein einziger Mensch ist, der richtig lesen kann! Das Analphabetentum ist eine große Sorge für die Verantwortlichen im Sowjetreich. Schon deshalb, weil man einem Mann, der nicht zu lesen versteht, unmöglich die Heilslehren des Kommunismus richtig einbleuen kann.

Vom Zarenreich hat das kommunistische Regime eine Erbschaft von 72 Prozent Analphabeten übernommen. Gewaltige Anstrengungen wurden gemacht, diese traurige Bilanz zu verbessern. Trotzdem gilt auch heute noch Rußland als das typische Land des Analphabetentums. Die Schwierigkeiten sind auch riesengroß. Berücksichtigt man, daß die Vereinigten Sowjetrepubliken 200 verschiedene Völkerschichten mit eigener Sprache umfassen, daß viele dieser Völker weder eine Schriftsprache noch überhaupt ein Alphabet besitzen, dann kann man sich einen Begriff machen, wie schwer es ist, Rußland auf den Bildungsstand eines europäischen Staates zu bringen.

Der Fünfjahresplan gegen das Analphabetentum sieht vor, daß bis zum Jahre 1937 die Voraussetzungen geschaffen sind, um sämtlichen schulpflichtigen Kindern regelmäßigen Unterricht zu sichern. Die jetzige Zahl von 24 300 000 Schülern (darunter ein erheblicher Prozentsatz Erwachsener) soll sich bis dahin auf 30 Millionen erhöhen. In den Städten ist selbstverständlich schon jetzt dafür gesorgt, daß die Jugend in die Schule geht und daß auch die Erwachsenen wenigstens die Künste des Lebens, Schreibens und Rechnens erlernen. Auf dem Land sieht es bei weitem nicht so günstig aus. Namentlich in den fernöstlichen Provinzen ist noch viel zu tun, bis der theoretische Schulzwang praktisch durchgeführt wird. Es wird schon als ein großer Erfolg verzeichnet, daß die Schulfrequenz in der Dagestenrepublik auf 72 Prozent, in der Kirgisenrepublik auf 52,2 Prozent und in der Tartarenrepublik auf 40 Prozent gestiegen ist.

Der eingeführte Schulzwang erfaßt alle Kinder von 8 bis 12 Jahren und erstreckt sich auf vier Jahre. Nur in den Industriebezirken und in den größeren Staatswirtschaften konnte der pflichtgemäße Lehrgang auf sieben Jahre heraufgesetzt werden. Dieser siebenjährige Lehrgang soll als die zukünftige Grundform im sowjetrussischen Schulwesen gelten.

Das Ministerium für Volksaufklärung schätzt die Zahl der Analphabeten heute noch auf 20 Prozent. Das ist gegenüber dem zaristischen Regime ein großer Fortschritt — wobei aber nicht vergessen werden darf, daß ein großer Teil der übrigen 80 Prozent nur gerade die primitivsten Anfangsgründe des Schulwesens beherrscht.



So viel Liebe
bringt eine
WHW
PATENSCHAFT
einsamen Eheleuten

Auf verlorenem Posten.

Aus dem Tagebuch eines unbekannten Frontsoldaten.

Winter 1914. Es geht bereits auf Mitternacht, als ich mit meinem Kameraden an der Straße nach Lutomerst auf die Trümmer des Regiments stoße. Am Straßenrand, zwischen zerschossenen Protzen, Wagentrümmern und toten Pferden, lagert ein Häuflein zu Tode erschöpfter, ausgehungerter Soldaten — schlafen oder träumen hinauf zu der Unendlichkeit der Sternenwelt. Eisigkalter Wind singt in kahlen Sträuchern und verdorrten Gräsern. Dort im Südosten, wo die funkelnden Sterne im blutroten Feuerschein brennende Dörfer versinken, vollendete unser stolzes Regiment seinen Opfergang. Von über 1000 Mann unseres 1. Bataillons ist kaum ein Kompagnie übriggeblieben, von unseren 30 Offizieren kehrten kaum ein halbes Dutzend zurück. — Nordwärts in der Ferne verliert sich das Rollen auf Lutomerst zurückfahrender Kolonnen. Infanterie bleibt zurück, um den Rückzug zu decken. — „Fertig machen!", reißt uns hartes Kommando aus erlösenden Träumen. „Ohne Tritt — marsch!!". — Aus dem Dunkel wachsen einige Katen, es muß Zalew sein. Am Dorfrand: „Halt! Front! — Eingraben!! 1 Unteroffizier, 6 Mann zur Sicherung ins Vorgelände!" Auswahl hat der Leutnant nicht. „Also, Unteroffizier, Regiment bezieht jenseits des Ner Aufnahmestellung — außer uns ist nichts mehr vorn. Vielleicht noch in der Nacht wird der Russe vorstoßen, Sie verstehen ja!"

Ich verstehe, das heißt: Heute nacht wird dich wohl . . Also zittere ich mit meinen 6 Genossen den Weg zurück, und so jämmerlich haben mir die Ohren kaum von den Flüchen geklungen: „Kohldampf, Durst, Schinderei." Doch — Fluchen ist ein gutes Zeichen; erst wenn das aufhört, ist der Mumm weg. „Tja!", funkt mein treuer Glö dazwischen, „ohn uns Dummbüdels geiht dat nu einmal nich."

Plötzlich Ruhe, unser kleiner Freiwilliger vom letzten Ersatz ist umgesackt. Ich will ihn zurückbringen lassen, da wird er wild. Nein, er will bei uns bleiben. Kohldampf und Durst sind vergessen. Zwei nehmen den Freiwilligen zwischen sich, die andern angeln sich seine Brocken. Auf einer Anhöhe, westlich der Straße nach L., machen wir halt. „Hier sind mer richtig", sagt Mey, der Gefreite, „Corporal, unser Quartiermacher wart't schon uff uns." — „Wieso denn?" — „Na, schaun's her!" — Mey steht vor dem niedrigen Grabhügel eines Namenlosen, und auf dem einen Ende ragen die Stiefel des Toten hervor. „Doch'n Heldengrab." —

Totenstill liegt das Vorfeld, dehnt sich die geheimnisvolle dunkle Weite unter dem funkelnden Sternendom bis an den brennenden Horizont. Kaum vernehmbar hallt noch das Schanzzeuggeklapper der schwanzenden Kompagnie durch die Stille. Hin und wieder knallt fern ein Schuß. Es müssen Russen sein, denn von den Unsern ist niemand mehr vorn. Zwischen wachen und wirren Träumen lauschen wir in die Nacht hinein. Einmal dringt Pferdegetrappel aus dem Dunkel herüber — eine Kette schwarzer Schatten huscht vorüber, es knallt einige Male, und die Kugeln summen hoch über unsere Köpfe hinweg. Eine Weile liegen wir an der kalten Erde, die steifgefrorenen Finger am Abzug, und starren mit brennenden Augen ins Dunkle. Doch so plötzlich der Spuk auftauchte, verschluckt ihn die Nacht. Dann ist wieder Stille. — Die Ablösungen schlafen wie Tote, für eine kurze Zeitspanne der Wirklichkeit entrückt.

Vor dem Hügel des Namenlosen kniet der Freiwillige mit entblößtem Kopf. Er hat die Füße des Toten mit Erde bedeckt, und am Kopfende ragt ein kleines Kreuz. Als ich zu ihm trete, steht er auf. „Genier dich nicht, Kleiner", wende ich mich an ihn. „Das Beten lernen wir alle wieder. Der Krieg hat schon manchem die Hände wieder geschlossen, auch den ganz Harten." — „Ja, Unteroffizier, als ich fortging, sagte meine Mutter, ich soll's nimmer vergessen — ja, meine Mutter — —."

Dann hockte ich neben Glö; wir rauchen eine unserer letzten Zigaretten, abwechselnd Zug um Zug, und unterhalten uns. Nach einer Weile erhalte ich keine Antwort mehr. Glö ist zur Seite gesackt und eingeschlafen. Im Halbschlaf höre ich den bellenden Husten des Freiwilligen und die Stimme Schellers, der leise vor sich hinsummt:

„Er nahm die Büchse, schlug sie an ein'n Baum
und sprach, das Leben ist ja nur ein Traum." —

„Unteroffizier! Unteroffizier!" Jäh reißt mich die Stimme des Freiwilligen hoch. „Da vorn schreit jemand! Furchtbar schreit der!"

Angestrengt lauschen wir in die Nacht hinein. Der Freiwillige schüttelt sich, klappert mit den Zähnen. „Oh, diese unheimliche Stille, der singende Wind und das ewige Starren in die Dunkelheit." Diese Nächte fressen an dem so empfänglichen Gemüt dieses jungen Menschen. Aus dem Dunkel gellt ein eigentümlicher, zitternder Schrei. Sekunden vergehen, wieder brüllt es unmenschlich auf. Glö, Scheller und ich gehen dem Laut nach. Da finden wir des Rätsels Lösung — ein verendendes Pferd. Als letzten Kameradschaftsdienst schießen wir ihm eine Kugel in den Kopf.

Fern im Osten zieht fahles Dämmerlicht herauf; es graut der neue Tag. Als ich mit dem Glase den Horizont absuchte, taucht vor dem gelben Dämmerstreifen im Osten eine Kolonne Kavallerie auf und fast gleichzeitig im Südosten eine lange Schützenkette. Der Russe ist im Vormarsch. Gefreiter Mey rennt zum Dorf, um die Kompagnie zu alarmieren und kehrt mit der Meldung zurück: „Kompagnie ist bereits abgerückt, anscheinend schon in der Nacht."

Erdstöße in West-Indien.

DNB **Antigua** (West-Indien), 15. Dez. Auf der britischen Insel Montserrat (Kleine Antillen) ereigneten sich am Freitag mehrere heftige Erdstöße. Eine Anzahl öffentlicher und privater Gebäude, darunter das Gericht und eine Kirche, wurden leicht beschädigt. Das Haus der Königlichen Bank von Kanada wurde dagegen so schwer mitgenommen, daß die Regierung einen dreitägigen Bankfeiertag anordnete, um die Ueberführung der Bücher, Dokumente, des Geldes usw. nach einem anderen Gebäude zu erleichtern. Es sind noch immer leichte Erderschütterungen zu spüren.



Ehrensold für Ludwig Wüllner.

Reichsminister Rust hat in seiner Eigenschaft als preußischer Kultusminister und im Einvernehmen mit dem preußischen Finanzminister Dr. Popitz auf Vorschlag der Akademie der Künste dem bekannten Künstler und Rezitator Dr. Ludwig Wüllner einen Ehrensold von 2000 ℳ jährlich auf fünf Jahre bewilligt.

Wollen Sie Freude bereiten?

Zu Weihnachten finden Sie bei mir passende Geschenke!

Reiche Auswahl in Kartonagen mit Seifen u. Parfüms führender Firmen.

Praktische Seifenpackungen und billige Toilette- u. Manikurekästen.

Spiegel- u. weiße Zelluloidgarnituren. Geschmackvolle Aufmachung u. preisw.

Salon Jungeblodt
Ahaus, am Markt

Bekanntmachung

Wegen dringender Reparaturarbeiten am Wasserturm wird am Mittwoch, den 19. Dezember 1934 nachm. von 13 (1) Uhr bis gegen 16 (4) Uhr die Wasserversorgung gesperrt.

Am Donnerstag, den 20. Dez. von 9 Uhr vorm. ab wird eine Spülung des Rohrnetzes vorgenommen. Während dieser Zeit lassen sich Trübungen des Wassers nicht vermeiden.

Zugleich wird darauf hingewiesen, daß die Wassermesser vor Frost zu schützen sind, insbesondere sind die Kellerfenster bei Frostwetter geschlossen zu halten und die Wassermesser mit Säcken pp zu umwickeln, wobei darauf zu achten ist, daß das Zifferblatt zum Ablesen frei bleibt.

Die durch Frostschäden verursachten Reparaturen gehen zu Lasten der Hauseigentümer bezw. derjenigen, denen die Wassermesser zur Benutzung übergeben worden sind. In allen Fällen, wo Wassermesser eingefroren sind, ist dem Wasserwerk sofort Nachricht zu geben. Das selbständige Auftauen hat zu unterbleiben.

Ahaus, den 14. Dezember 1934.

Der Bürgermeister: Ridder



Süße Sachen - Freude machen!

Mutter kauft für Weihnachten

Christstollen, holl. Spekulatius, Printen, Konfitüren, Baumbehang, Kekspackungen, die gute **Festtagstorte** von 1.20 RM. an und den bekannt guten Marzipan nur im leistungsfähigen Fachgeschäft

B. Gombault, Ahaus
Conditorei - Schloßcafé

B. Kauling-Ahaus
Heilpraktiker — Galenstraße 14
Naturheilpraxis für Rheuma-, Ischias- und Gichtkranke.
Sprechstunden: 10—12 u. 4—7 Uhr

Schenkt Bücher!

Vom eigen. Büro
leit. Tätigk. als Kreisvertreter. Einkommen bis 400 M.t mon. u. mehr. Redegew. organisat. befähigt. Herr, der auch Untervertr. einarbeiten kann gesucht.
Off. m. Ref. an Ludw. Doile, Wolterslage b. Osterburg Altmark erbeten.

Anzeigen haben stets Erfolg!

Bücher der Zeit!

Alexander von Rußland, Kronzeuge des Jahrhunderts . 6.50
Carter, Howard: Tut Ench-Amun Dritter (Schluß)-Band 9.50
Corti, Egon: Caesar Conte, Die Tragödie eines Kaisers 7.50
Csaba, Dr. med. Margret: Was ein heranwachsendes Mädchen wissen muß 2.80
Dietrich, Otto: Mit Hitler in die Macht . . 3.50
Fritz Rolf: Dortmunds Kirchen 1.80
Gerely, J.: Wege des Mädchens von heute 3.80
Glasmeier, Heinrich: Westfälische Wasserburgen . 2.70

GEBR. LENSING

Berühmte Romane in Volksausgaben

Alle Bücher sind in künstlerischen Ganzleinenbänden gebunden

Jo van Anners-Küller, Die Frauen der Coornvelts	Mk. 3.25	Francis Jammes, Almaide	„ 2.20
— Frauenkreuzzug	„ 3.25	— Klara	„ 2.20
— Der Apfel und die Eva	„ 3.25	— Röslein	„ 2.20
— Tantalus, Ein Eheroman	„ 3.25	— Hasenroman	„ 2.20
E. Claes, Flachskopf	„ 3.75	— Baskischer Himmel	„ 2.20
Heinr. Federer, Berge und Menschen	„ 3.75	— Der Roman der drei Mädchen	„ 3.50
— Pilatus	„ 2.85	— Der Pfarrherr von Ozeron	„ 3.50
Galsworthy, Romane	je „ 2.85	— Der Rosenkranzroman	„ 3.50
Ganghofer, Schloß Hubertus	„ 2.85	J. Anker Larsen, Der Stein der Weisen	„ 3.25
— Edelweißkönig	„ 2.85	R. Herzog, Die Wiskottens	„ 2.85
— Schweigen im Walde	„ 2.85	Herm. Hesse, Weg nach Innen	„ 2.85
Gluth, Der verhexte Spitzweg	„ 3.50	Hans Heyck, Armin der Cherusker	„ 3.50
R. Greins, Zauber des Südens	„ 3.50	Paul Keller, Heimat	„ 2.85
Knut Hamsun, Kämpfende Kräfte	„ 4.80	— Ferien v. Ich	„ 2.85
— Der Wanderer	„ 4.80	— Marie Heinrich	„ 2.85
J. C. Heer, Wetterwart	„ 2.85	— Sohn d. Hagar	„ 2.85
— An heiligen Wassern	„ 2.85	— Hubertus	„ 2.85
Fel. Rose, Heideschulmeister	„ 3.80	Stifter, Witiko	„ 4.50
v. Sell, Weggenossen	„ 2.85	— Nachsommer	„ 4.50
— Das letzte Märchen	„ 2.85	Timmermans, Palliter	„ 3.75
		— Das Jesukind in Flandern	„ 3.75

Buchhandlung Gebr. Lensing
Gronau

Von Brüning zu Hitler.

Ein neues Hindenburg-Buch.

Im Verlag Ullstein ist ein neues 316 Seiten starkes Buch über Hindenburg erschienen, das Dr. Gerhard Schultze-Pfaeltzer zum Verfasser hat. (Hindenburg, ein Leben für Deutschland. Preis RM 12.—.)

Es gab schon zu Lebzeiten des verstorbenen Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten eine Reihe Bücher über ihn. Das von Schultze-Pfaeltzer ist von besonderer Art. Es ist bei einem Urteil darüber zu beachten, was die Verlagsanzeige sagt: „Schultze-Pfaeltzer war 1925 Hindenburgs persönlicher Referent bei der Wahl, und er durfte ihm auch später oft nahe sein. Hindenburg wußte von diesem Buch, er sah gern, daß Schultze-Pfaeltzer daran schrieb und förderte die Arbeit durch mancherlei Hinweise. Auch die Familie gab Anregungen. So kommt es, daß dieses Buch unendlich viel Unbekanntes und kaum Gekanntes gibt." Der Verfasser selbst, von dem bekannt ist, daß er schon vor dieser umfassenden Biographie in Aufsätzen und Büchern Hindenburgs Gestalt zu deuten versucht hat, dankt auch dem Staatssekretär Dr. Meißner, dem ersten Mitarbeiter des verstorbenen Generalfeldmarschalls, solange er an der Spitze des Reiches stand, für die jahrelange Unterstützung seiner Arbeit, ebenso besonders dem General von Hindenburg, dem Sohne des Reichspräsidenten.

All dies ist zu wissen wichtig, denn es verrät, daß in dem Buche weniger der Versuch eines um absolute Objektivität ringenden Historikers zu sehen ist, das Leben des Marschalls und Reichspräsidenten, sein militärisches und politisches Wirken unter voller Würdigung der Strömungen, unter denen es sich vollzog, und unter erschöpfender Aufspürung aller auch — sagen wir einmal — für die Komparsen in Betracht kommenden Quellen zur Darstellung zu bringen, als daß hier ein Publizist ein Bild von den Vorgängen um Hindenburg, von seinem Leben als Soldat und Staatsoberhaupt entwirft, wie dieser selbst, seine mit ihm bestens vertraute engste Umgebung und auch der ihm in begreiflicher Verehrung nahestehende Verfasser all das sahen, erlebten oder miterlebten und wie sie darüber dachten.

So ergibt sich beispielsweise eine ganz besondere Sicht für die Kanzlerschaft Brünings und seinen Sturz, der von Brünings Parteifreunden so wenige Wochen nach der von ihm erkämpften Wiederwahl Hindenburgs nicht verstanden und anders gedeutet worden ist, zumal sich Brüning selber darüber nicht öffentlich geäußert hat. Nach Schultze-Pfaeltzer war der Reichspräsident, dem die politische Entwicklung wohl schon länger nicht mehr zusagte, bei Brünings Entlassung beherrscht von dem Unwillen über das Fiasko des Reichsinnen- und Reichswehrministers Groener im Reichstag, wo er Beweise für das angeblich verräterische Treiben der SA beibringen sollte, wo aber aus seiner Anklage eine überraschend kläglich ausfallende Verteidigung geworden war, sodaß der Doppelminister im Handumdrehen seine ganze politisch-militärische Autorität verloren und er als Reichswehrminister hatte zurücktreten müssen. Brüning aber habe, so schreibt Schultze-Pfaelzer, Groeners Fiasko nur für einen unangenehmen Betriebsunfall gehalten, nicht für eine Niederlage von prinzipieller Bedeutung. Während er darum Groener als Reichsinnenminister zu halten gesucht habe, habe Hindenburg, der damals in Neudeck war, nichts mehr von Groener wissen wollen, der sich auf ein tendenziöses Unternehmen, das Verbot der SA, eingelassen habe. Solchen Irrtum habe Hindenburg nicht entschuldigen können, und darum habe auch der Kanzler in die Wüste geschickt werden müssen, der unter ausdrücklicher Berufung auf seine Kenntnis der Dinge die Verantwortung übernommen habe. Brüning habe nach Neudeck kommen wollen, um den Fall Groener in seinem Sinne beizulegen. Aber Hindenburg habe abgelehnt. Zu Pfingsten werde er nach Berlin zurückkehren und dann die ganzen Rechnungen bereinigen. Er sei dann, als Brüning bei der Unterredung in Berlin von ihm besondere Vollmachten forderte und andeutete, Hindenburg möchte nicht auf unverantwortliche Ratgeber hören, aus voller Ueberzeugung höchst ungnädig gewesen, und als der Kanzler mit dem Rücktritt gedroht habe, um seinen Kopf durchzusetzen, habe Hindenburg die Achsel gezuckt, er könne das nicht ändern.

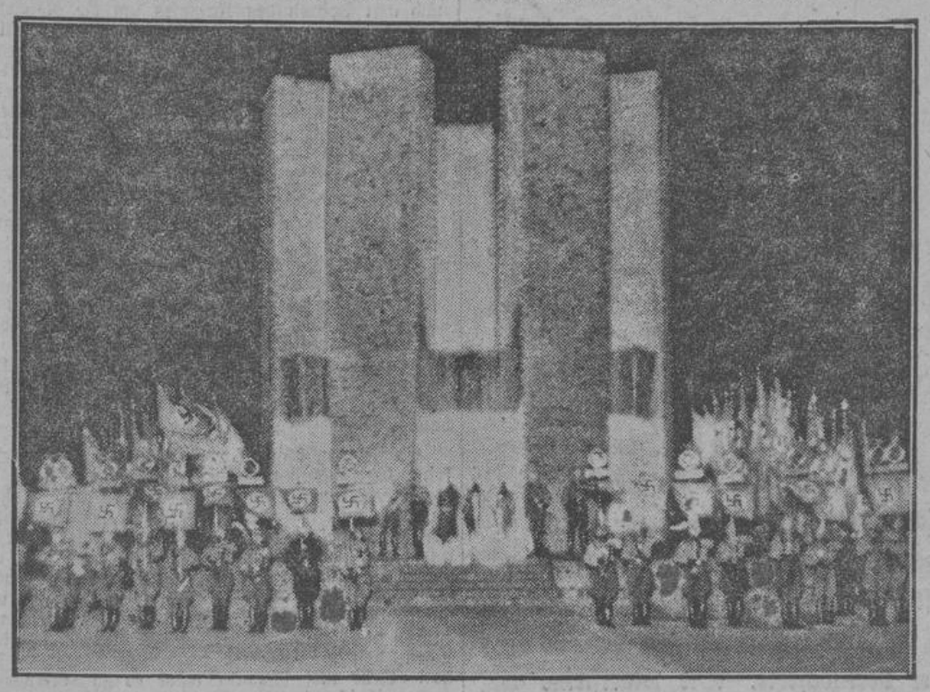
So wird in diesem Buch die Entlassung Brünings dargestellt. Hindenburg, wird weiter gesagt, habe damals auch schon an Hitler gedacht, aber er habe geglaubt, daß die politische Wetterlage eine Betrauung des nationalsozialistischen Führers noch nicht gestatte. Er habe jetzt zunächst erst eine Klärung der unnatürlich verwirbelten politischen Fronten gewünscht, und darum habe er eine Neuordnung der inneren Verhältnisse anbahnen wollen, die schon die künftige Kursrichtung zeigen sollte, ohne aber die letzten, wichtigsten Entscheidungen vorwegzunehmen. Die neue Regierung sollte mit den Nationalsozialisten Frieden schließen und das Volk darüber entscheiden lassen, wie es regiert werden wollte. So hat Hindenburg nach Schultze-Pfaeltzer in von Papen von Anfang an nichts anderes als nur einen Platzhalter für Adolf Hitler gesehen, während von Papen die ihm zugedachte Rolle der Entsagung bald vergessen habe, „indem er sich in die Vorstellung hineinlebte, daß die endgültige Erneuerung Deutschlands auch unter seiner Kanzlerschaft gelingen könne."

Ganz besonders wertvoll ist es natürlich, daß man in diesem Buche auch eine wohl authentische Wiedergabe der Gedanken und Absichten erhält, die Hindenburg von dem Tage an leiteten, als er Adolf Hitler zum ersten Male im Sommer 1931 kurz vor der Harzburger Tagung empfing und sich von ihm eine Darlegung seiner staatspolitischen Gedanken geben ließ, über die zum Teil tollen politischen Geschehnisse des Jahres 1932 hinweg bis zur Machtübergabe durch die NSDAP am 30. Januar 1933.

Aus der einseitigen, jedenfalls nicht der Warte des Historikers entsprechenden Orientierung des Verfassers folgt, daß er, so bedeutungsvoll sein Buch gerade deshalb ist, daß es die Ansichten Hindenburgs wiedergibt, doch zwangsläufig zu einer Deutung des Wollens und Handelns anderer Persönlichkeiten kommt, die derjenige, der mit diesen vertraut war, nicht immer als objektiv anerkennen kann. Das gilt z. B. für Brüning, dessen Wort „100 Meter vor dem Ziel" Schultze-Pfaeltzer rein innerpolitisch verstanden hat, während nur das außenpolitische Ziel des Endes der Reparationen gemeint war, um das jener damals kämpfte. Aber auch solche Schönheitsfehler nehmen dem mit Liebe geschriebenen Buch, dem der Verfasser ein Jahrzehnt vorbereitender Studien gewidmet hat, nicht seinen Reiz. Natürlich muß man sich auch vor Augen halten, daß kaum ein halbes Jahr nach dem Tode des großen Mannes der zeitliche Abstand von den Geschehnissen in Deutschland, in denen Hindenburg politisch an sichtbarster Stelle stand, für eine geschichtliche Darstellung dieser Jahre wohl noch etwas zu früh ist. Aber das hat ja der Verfasser auch nicht als seine Aufgabe angesehen. Er wollte den Menschen Hindenburg, den pflichtgetreuen Soldaten, den großen Feldherrn und den von peinlichster Gewissenhaftigkeit und seltenem Verantwortungsgefühl beseelten Reichspräsidenten aus seinem Leben, Denken und Fühlen heraus dem deutschen Volke vor Augen führen. Und das ist ihm gelungen, und zwar sogar so weit, daß nach der Lektüre des Buches das Wenige, was vielleicht im Leben und Handeln Hindenburgs, ohne persönliche Vertrautheit mit ihm, politisch nicht verständlich zu sein schien, nun von dem, der es nicht verstand, begriffen, und der in Krieg und Frieden bewährte Soldat, der große Heerführer, der pflichtgetreue, seinem Volke dienende Reichspräsident, der Vater des Vaterlandes, in seiner ganzen Größe erkannt und verstanden werden kann. Zur Begründung dessen ist es nicht notwendig, aus dem Buch noch mehr Beispiele herauszusuchen. Der Leser wird aus diesen Ausführungen erkennen, wie es angelegt ist, und er wird den Eindruck gewonnen haben, daß es eine sehr interessante, fesselnde Lektüre bietet

Sie präsentiert sich in geschmackvoller Ausstattung. Der Text ist mit zahlreichen Photos aus dem Leben des Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten durchsetzt, das wahrhaftig, wie der Untertitel des eine besonders empfehlenswerte Weihnachtsgabe darstellenden Werkes betont, ein Leben für Deutschland war. #

Ehrenmal für die gefallenen ostpreußischen SA-Männer.



Im Horst-Wessel-Park in Königsberg wurde dieses eigenartige und eindrucksvolle Ehrenmal für die ostpreußischen SA-Männer eingeweiht. An der Feier nahmen Einheiten sämtlicher Königsberger Formationen in Stärke von etwa 12 000 Mann teil. Außerdem waren Vertreter der Partei, der Reichswehr, der Polizei und der Behörden anwesend. Die Weiherede hielt der ostpreußische Gauleiter, Oberpräsident Koch. Unser Bild zeigt das Ehrenmal während der Einweihungsfeier.

Deutsche Schlachtkreuzer vor England.

Die größte im Weltkrieg verpaßte Gelegenheit unserer Flotte.

Die Beschießung von Hartlepool und Scarborough vor 20 Jahren.

Von

Korvettenkapitän a. D. Frhr. v. Forstner.

Nach der erfolgreichen Beschießung von Yarmouth am 3. November reifte der Plan einer erneuten Beschießung befestigter englischer Küstenplätze. Am 19. November erfolgte die telegraphische Genehmigung des Kaisers. Ungünstige Witterung und andere Umstände verzögerten die Ausführung, bis nach zweimaliger navigatorischer Erkundungsfahrt von „U 27" (Kapitänleutnant Wagner) das Auslaufen endgültig für den Morgen des 15. Dezember befohlen wurde. Schon am 11. Dezember wurden „U 28" (Frhr. v. Forstner) und „U 32" (Frhr. v. Spiegel) vor den Humber entsandt, um ausbrechende feindliche Streitkräfte zu melden und anzugreifen. In schwerem Seegang mußte das beschädigte „U 32" umkehren und wurde durch „U 30" (v. Rosenberg) ersetzt. In schwerem Wetter hielten beide Boote, deren F.T.-Einrichtungen bereits am 16. Dezember durch Seeschlag völlig zerstört worden waren, bis zum 18. Dezember ihre Positionen innerhalb des von den Engländern als minenverseucht erklärten Gebietes ein. Am 15. Dezember, 3 Uhr vorm., verließ Vizeadmiral Hipper mit dem Kreuzergeschwader die Jade. Die aus der Jade und Elbe auslaufenden Linienschiffsgeschwader vereinigten sich am 15. Dezember, 9 Uhr vorm., 20 Seemeilen nördlich von Helgoland. 14 Großkampfschiffe und 8 ältere Linienschiffe standen mit den übrigen Kleinen Kreuzern und Torpedoboots-Flottillen unter dem Flottenchef Admiral v. Ingenohl vereint.

Durch Bekanntwerden unseres Geheim-Chiffre-Schlüssels und wahrscheinlich auch durch Spionage war den Engländern bereits am 14. Dezember bekannt geworden, „daß eine deutsche Streitmacht am 15. morgens die Ems verlassen werden. Die britische Admiralität entsandte aber wiederum, wie schon am 28. Aug., nur unzureichende Streitkräfte zur Abfangung der deutschen Schiffe, die in der Hauptsache nur aus dem 2. Schlachtgeschwader (Admiral Warrender) und den Schlachtkreuzern (Admiral Beatty) bestanden. Am 15. Dezember standen diese englischen Streitkräfte etwa 60 Seemeilen östlich von Aberdeen. Ohne gegnseitige Kenntnis liefen beide Flotten auf einen nur 30 Seemeilen voneinander entfernten Treffpunkt zu. Der Kurs der Schlachtkreuzer Hippers kreuzte sich gegen Mitternacht sogar mit dem der Engländer.

Gegen 5 Uhr kam es zu ersten Zusammenstößen zwischen Zerstörern, in die der Kleine Kreuzer „Hamburg" eingriff. Leider sah sich Admiral v. Ingenohl wegen der vor seiner Spitze gemeldeten Zerstörer veranlaßt, abzudrehen. 6 Uhr 30 schwenkten alle drei Geschwader auf Südost, ohne die mit Hipper vereinbarte Aufnahmestellung ganz erreicht zu haben. Wäe der deutsche Flottenchef nicht zum Umdrehen veranlaßt worden, so wären ihm gerade die Schiffe des Admirals Warrender in die Arme gelaufen, denen er mit gewaltiger Uebermacht gegenübergestanden hätte. Abgesehen von der so verlorenen Aussicht eines großen und sicheren Erfolges, brachte er aber die Streitkräfte Hippers bei der doch zu vermutenden englischen Absicht, ihnen den Rückweg zu verlegen, in die allergrößte Gefahr.

Indessen steuerte Hipper, nach Norden bis zur mittleren Nordsee ausholend, die vorgesehenen englischen Küstenplätze an. Am 16. Dezember, gegen 5 Uhr vormittags, drehte der immer mehr auffrischende Wind auf Nordwest. Um 7 Uhr mußte „Straßburg" von der Vorhut melden: „Unter Land schwere See. Gebrauch der Artillerie ausgeschlossen. Kurs halten nicht mehr möglich, habe mit Torpedobooten nach Osten abgedreht."

Ganz kurz vor dem Ziel sahen sich Admiral Hipper und sein 1. Admiralstabsoffizier, Korvettenkapitän Raeder, der jetzige Chef der Marineleitung, vor den folgenschwersten und verantwortungsvollsten Entschluß gestellt. Sollte alle Mühe ganz umsonst gewesen sein? Darf es andererseits gewagt werden, ohne Seitenschutz und U-Bootsicherung unter der feindlichen Küste vorzustoßen? Kann die Enttäuschung von Offizieren und Besatzungen dagegen aber ertragen werden, genau eine Stunde vor dem heiß ersehnten Ziel unverrichteter Dinge Kehrt zu machen? Da brach aber Hippers Führernatur durch; gestärkt durch den Beistand seines erprobten ersten Ratgebers, läßt er 7 Uhr 35 das Signal heißen: „Kleine Kreuzer und Torpedoboote zum Gros entlassen!". Nur „Kolberg" blieb zur Erfüllung ihrer Minenaufgabe bei ihm. Heller Jubel wurde auf den Schlachtkreuzern durch diesen Entschluß ihres bewährten und beliebten Führers ausgelöst.

Kaum wendeten die entlassenen leichten Streitkräfte zurück zur Vereinigung mit dem Gros, als 7 Uhr 40 das erste hohe Land nördlich von Whitby-Head und rauchende Hochöfen in Sicht kamen. Sofort wurden „Von der Tann", „Derfflinger" und „Kolberg" planmäßig nach Süden detachiert, während Hipper sich mit „Seydlitz", „Moltke" und „Blücher" nach Norden wendete. Schwer arbeiteten die gewaltigen Schlachtkreuzer gegen die hohe See an. Wegen der Minengefahr mußten die tief gehenden Schiffe ganz dicht unter der Küste ihren Weg suchen. 8 Uhr 45 forderte die Küstenwachstation vor Hartlepool zur Abgabe von Erkennungssignalen auf, ebenso der Leuchtturm bei der Hafeneinfahrt. Von beiden ahnungslosen Stellen wurden die deutschen Angreifer zunächst als englische Schiffe gemeldet. Der Sturm raste in voller Wut! Plötzlich eröffneten vier englische Zerstörer das Feuer. „Seydlitz" und „Moltke" erwiderten sofort. Ein Zerstörer schien bald vernichtet zu sein, auch ein zweiter lag gleichfalls scheinbar in sinkendem Zustande. „Blücher" nahm Nummer 3 und 4 unter Feuer, die mit schwarzer Rauchwolke abdrehten. 9 Uhr 21 kam das Signal: „Bombardementstellungen einnehmen!" In einem Kreisbogen von 1,5 Seemeilen um den Heugt-Leuchtturm nahmen die Schlachtkreuzer die Beschießung auf. Die Batterien an Land sowie die Drahtseilfabrik, andere Fabrikanlagen und die Gasanstalt lagen bald unter verheerendem Feuer. Auch die im Hafen liegenden Kleinen Kreuzer „Patrol" und „Forward" sowie das U-Boot „C 9" lagen im heftigsten Feuerbereich. 9 Uhr 46 wurde das Feuer eingestellt. Nach einer Gefechtsdauer von 16 Minuten blieben nur wenige Industrieanlagen unversehrt. Drei Gasometer brannten, der Wasserturm war beschädigt. Holzlager und Speicher mit wertvollen Rohstofflagern gingen in Flammen auf, die Geleise waren auf dem Bahnhof zerrissen, 300 Häuser wurden mehr oder weniger beschädigt. Drei Dampfer im Hafen trugen klaffende Wunden davon. Besonders schwer hatten die Schiffswerften gelitten. Zwei Schiffe auf der Helling waren schwer beschädigt, Konstruktionsbüros und Montagehallen waren vernichtet. 86 Menschen fanden den Tod, 424 wurden verwundet.

Um 9 Uhr begann auch die südliche Gruppe unter Führung von Konteradmiral Tapken die Beschießung von Scarborough. Auf 2500 Meter fiel die erste Salve von „Derfflinger", die am Felsen zerschellte, aber schon die zweite schlug mitten in die militärischen Anlagen hinein. Die Geschosse von „Von der Tann", die nach Hilfszielen schießen mußten, lagen gleichfalls bald im Ziel der Gasanstalt und des Wasserwerkes. Auch die Bahnstation erhielt während der nur 18 Minuten dauernden Beschießung mehrere Treffer. „Derfflinger" nahm die Küstenwachtstation, Signalstation und sonstige Anlagen auf dem Felsen unter wirksames Feuer.

Während die ganze Aufmerksamkeit von Land sich den schießenden Schlachtkreuzern zuwandte, hatte „Kolberg" 3,6 Seemeilen südlich von Scarborough mit dem Werfen einer Minensperre begonnen. Von 9 Uhr 14 bis 9 Uhr 41 waren alle 100 Minen geworfen. Der Dampferweg zwischen dem Minenfeld vor dem Humber und der Küste war gesperrt. Mehrere Dampfer sollte bald ihr Schicksal auf dieser Sperre ereilen.

„Kolberg" dampfte nach Eeledigung ihrer Aufgabe direkt zum Treffpunkt bei dem vermuteten Gros zurück, während „Derfflinger" und „Von der Tann" erst noch weiter nach Norden zur Beschießung der Küstenwachtstation bei Whitby vorstießen. Schon bei der zweiten Salve von „Von der Tann" brach der Signalmast mit wehender Kriegsflagge und das ganze Stationsgebäude zusammen.

11 Uhr meldete Hipper an die Flotte: „Aufgabe erledigt!", unter Angabe von Standort und Kurs. Er konnte noch nichts davon ahnen, daß sich bereits starke feindliche Streitkräfte zwischen ihn und sein Gros geschoben hatten, vor allem hatte er auch noch keine Kenntnis von dem frühzeitigen Kehrtmachen des deutschen Gros, zu dem er seine leichten Streitkräfte entlassen hatte. Doch das mangelhafte Zusammenarbeiten der englischen Führer sollte Hipper den Durchbruch ermöglichen. Gegen 10 Uhr abends lagen die deutschen Schiffe wieder in ihren Häfen. Acht Tote und zwölf Verwundete waren ihre ganzen Verluste.

Seit der holländische Admiral de Ruyter 1667 in die Themse eingedrungen war, hatte kein Feind es wieder gewagt, „britische Truppen auf englischem Boden zu töten und noch dazu völlig unbestraft in die heimischen Häfen zurückzukehren". So urteilten englische Stimmen, die auch von der „so erniedrigenden" Beschießung ihrer Küste sprachen.

Wut und Ingrimm der öffentlichen Meinung kannten wiederum im seegewaltigen England keine Grenzen. Churchill, der seine Worte von „den deutschen Ratten, die man in ihren Löchern ausgraben müßte", noch immer nicht hatte in Erfüllung gehen sehen, scheute sich sogar nicht davor, die Besatzungen unserer Kreuzer als „Kindermörder" („babykillers") zu bezeichnen. Einzelne englische Zeitungen waren aber ehrlich genug, zuzugeben, daß unter anderem Hartlepool sogar in der englischen Armee-Rangliste als „Verteidiger-Hafen" aufgeführt war, und daß sich in Scarborough ein englisches Kavallerie-Depot befand. Gewaltig war wiederum die moralische Auswirkung dieser neuen Beschießung englicher Küstenplätze unmittelar nach der für uns verlustreichen Falkland-Schlacht, besonders in dem benachbarten Holland und in Skandinavien.

In unserer Flotte wurde Freude und Jubel über die unvergleichlichen Leistungen unserer Schlachtkreuzer leider getrübt durch die immer klarer zu Tage tretende mangelnde Entschlußkraft der obersten Flottenführung, durch die nur durch glücklichen Zufall schwerste eigene Verluste vermieden werden konnten. Mit Recht müssen wir daher über den 16. Dezember die Ueberschrift setzen: „Die größte im Weltkrieg verpaßte Gelegenheit unserer Flotte!"

Wer aber weiß in Deutschland heute noch, daß den ersten Beschießungen englischer Küstenplätze im Jahre 1914 unter Admiral Scheer im Jahre 1916 noch weitere folgten, ohne daß die Engländer während des ganzen Weltkrieges auch nur eine einzige Granate auf den deutschen Heimatstrand der Ost- und Nordseeküste abzuschießen wagten?

Neues in Kürze.

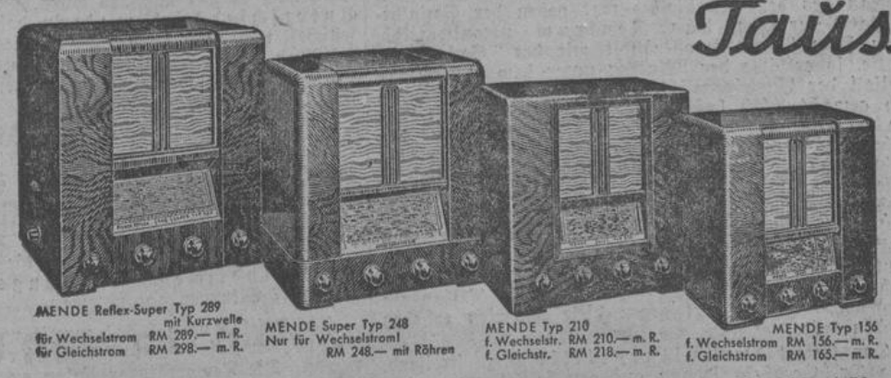
Bei dem Unglück bei Langwedel handelt es sich, wie wir bereits in einem Teil der gestrigen Ausgabe gemeldet haben, um den Zug, mit dem der Führer von Bremerhaven nach Berlin zurückfuhr. Im Zuge selbst blieben alle Mitfahrenden einschl. des Personals unverletzt. Nur die Maschine wurde leicht beschädigt.

Die Leitung des „Arbeitsdank" hat mit dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband ein Abkommen geschlossen, auf Grund dessen die deutschen Sparkassen das Arbeitsdank-Sparmarkenbuch herausgegeben. Der Sinn dieses besonderen Sparbuches ist es, den Arbeitskameraden und -kameradinnen durch frühzeitiges Sparen einen kleinen Grundstock für spätere Seßhaftmachung, Verheiratung, Existenzgründung usw. zu gewähren. Um zu verhindern, daß diese Sparguthaben unzweckmäßig angelegt werden, bleiben die Konten auf fünf Jahre gesperrt. Die Zinsen liegen ½ Prozent höher als für normale Spareinlagen.

Am Weihnachtsabend bringt der Reichssender Berlin von 20 bis 24 Uhr eine Folge von Musik und Dichtung „Zur heiligen Nacht". Den Höhepunkt der Veranstaltung wird eine Reichssendung aus München bilden. Der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, hält eine Weihnachtsansprache an die Auslandsdeutschen und an die deutschen Seefahrer.

Der Auslandskreuzer „Emden" hat am Donnerstag nachmittag Loanda (Portugiesisch-Angola) verlassen und befindet sich auf dem Wege nach Kapstadt, wo das Schiff das Weihnachtsfest verleben wird.

Die Insel Ceylon wird z. Zt. von einer Malaria-Epidemie heimgesucht, wie sie seit 20 Jahren nicht so verheerend aufgetreten ist. Nicht weniger als eine halbe Million Menschen liegen schwer krank darnieder. Viele sind der Krankheit bereits erlegen, vor allem Kinder.



Tausend Freuden

mit einem Geschenk! Das kann nur ein

MENDE-SUPER

bieten. Seine Kennzeichen sind Qualität und Präzision — seine Vorzüge: herrlicher Klang, höchste Trennschärfe, ständige Betriebssicherheit und die moderne »abc«-Skala.

Erfüllen Sie sich und Ihren Lieben den Wunsch, schenken Sie einen

MENDE Süper

Das Geschenk für alle und für immer!



Bezugsquellen weist nach: Mende-Radio-Vertrieb Rheinland. Auslieferungslager Münster, Sonnenstraße 90.

Karl May und das Sparkassenbuch



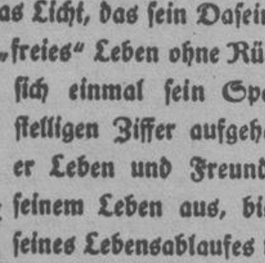
Es war einmal ein Mann, der plagte sich von früh bis spät in die Nacht hinein und schloß die Sonne aus seinem Herzen aus. Das Licht, das sein Dasein erhellte, kam von der Hoffnung auf ein unabhängiges, ein „freies" Leben ohne Rücksichten und Verantwortungen, wenn sich einmal sein Sparguthaben zu einer schönen fünfstelligen Ziffer aufgehäuft haben würde / Und so schloß er Leben und Freunde, Miterleben und Mitfreude aus seinem Leben aus, bis er verknöcherte. Die Marksteine seines Lebensablaufes waren die Tage,



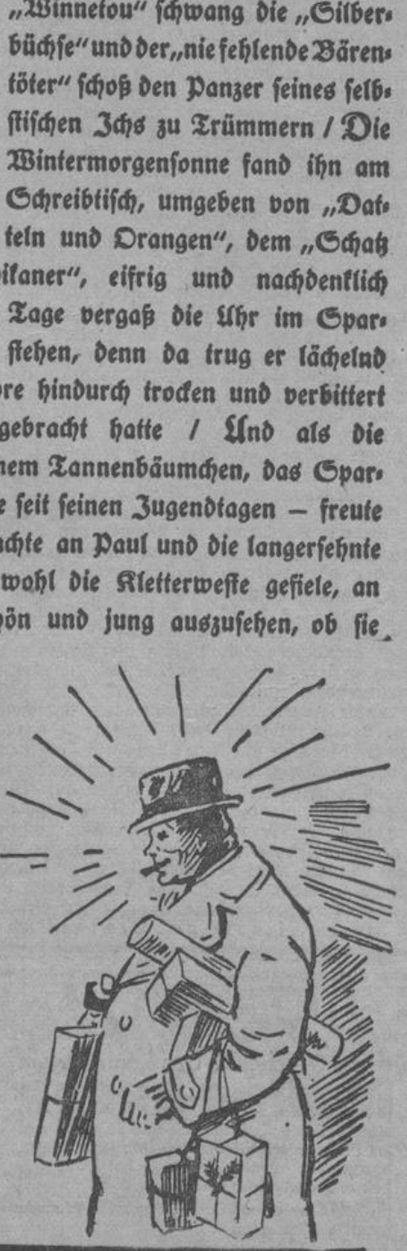
an denen er wieder einmal neue 50 Mark seinem Konto gutgeschrieben fand. Das war der Maßstab seines Glücks.



Und er hütete sein Kassenbuch ängstlich — hinter alten, längst gelesenen Büchern versteckte er es. (Neue Bücher zu kaufen war Luxus, alte, liebgewordene wieder zu lesen, war Zeitvergeudung und Arbeitsablenkung.) Er weidete sich jeden Abend an den steigenden Früchten seines selbstsüchtigen Fleißes, die er sich und anderen vom Munde abgespart hatte / Wie er nun eines Abends im frühen Dezember sich ausgerechnet hatte, welche Summe er seinem Kapital am Jahresende zuführen könnte, und wie er hastig hinter die alten Schmöker griff, um schnell den Gewinn des Jahres auszurechnen, da riß er mit seinem Sparkassenbuch zugleich einen alten, zerlesenen Band heraus, und auf der aufgeschlagenen Seite konnte er beim Niederbeugen entziffern: „Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah". Da stand plötzlich „Old Shatterhand", der Held seiner gläubigen Jugend auf und galoppierte auf dem Hengst „Rhi" sein Sparkassenbuch über den Haufen.



„Winnetou" schwang die „Silberbüchse" und der „nie fehlende Bärentöter" schoß den Panzer seines selbstischen Ichs zu Trümmern / Die Wintermorgensonne fand ihn am Schreibtisch, umgeben von „Datteln und Orangen", dem „Schatz im Silbersee" und dem „Letzten der Mohikaner", eifrig und nachdenklich bei der Aufstellung einer Liste / An diesem Tage vergaß die Uhr im Sparkassengebäude halbzehn zu schlagen und blieb stehen, denn da trug er lächelnd ein hübsches Sümmchen heraus — er, der Jahre hindurch trocken und verbittert Silberstücke und Papierscheine ins Haus gebracht hatte / Und als die Weihnachtsglocken läuteten, da saß er unter seinem Tannenbäumchen, das Sparbuch in der Hand, und freute sich wie noch nie seit seinen Jugendtagen — freute sich über das große Loch in seiner Kasse. Er dachte an Paul und die langersehnte Uhr, an Martha mit den Hängezöpfen, ob ihr wohl die Kletterweste gefiele, an seine Cousine Erna, die Wert darauf legte, schön und jung auszusehen, ob sie wohl Seife und Hautcreme zu schätzen wisse (sorgfältig für ihren Typ ausgewählt), an Ohm Paul und sein Gesicht, wenn er gerade ihn als Spender der Kleinschreibmaschine, der Zigaretten und der Weihnachtsgans erkennen würde, und Peter, ja der Peter, der liegt wohl jetzt längst auf dem Bauch unter dem Kerzenschein und liest von Chingachgook, den Rotröcken und den glücklichen Weiten der ewigen Jagdgefilde / So kam das Glück zu unserm Freund: Miterleben und Mitfreuen, weil man anderen Freude geben darf.



* * *

Dr. Goebbels auf dem Berliner Gautag.

Rückschau und Ausblick.

DNB. Berlin, 14. November.

Auf dem Gautag des Gaues Groß-Berlin der NSDAP, der am Freitag abend im überfüllten Sportpalast abgehalten wurde, hielt der Gauleiter Reichsminister Dr. Goebbels eine mehr als zweistündige Rede.

Er betonte, daß es einem alten Brauch der Berliner Bewegung entspreche, wenn sie sich am Ende eines Jahres zu einem Gautag zusammenfinde, um Rückschau zu halten auf die vergangenen zwölf Monate. Heute nach acht Jahren des Kampfes um die Reichshauptstadt könne man mit Stolz sagen, daß man sich all der Ereignisse und Taten dieser Zeit nicht zu schämen brauche. Immer und immer wieder habe sich die Partei dank der zähen Verbissenheit ihrer Anhänger über Krisen und Rückschläge erhoben, um schließlich mit der Uebernahme der Macht den Sieg an ihre Fahnen zu heften. Auch die Zeit nach der Machtübernahme sei an Opfer und Entsagung gebunden, und es sei darüber von jeher niemand im Zweifel gelassen worden.

Der Opfersinn der Vorkämpfer der Bewegung, die ihr Leben gaben, sei der Partei niemals verloren gegangen und habe ihrer ganzen Arbeit auch in dem nun zur Neige gehenden Jahr den Stempel aufgedrückt. Habe man im vorigen Jahr den Heroismus in Kämpfen und Vormärschen zeigen können, so habe in diesem Jahr der Heroismus in seinem entsagungsvollen Sichhingeben an die Aufgaben des Alltags gezeigt werden müssen. Sei das Jahr 1933 das Jahr der Offensive gewesen, so 1934 das Jahr der Behauptung und des Ausbaues.

Es ist uns, sagte Dr. Goebbels, auch in diesem Jahr keine Enttäuschung menschlicher und sachlicher Art versagt geblieben. Daß die Bewegung sich trotzdem behauptete und ihren Weg fortsetzte nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten war, ist ein Beweis dafür, daß sie auch in Zukunft früher oder später Krisen und Bedrohungen überwinden wird. Im vergangenen Jahr hat Deutschland, hat die Welt das Gesicht verändert. Deutschland ist das Problem der internationalen Diskussion gewesen und ist es geblieben und man kann nicht sagen, daß man immer freundlich über uns diskutiert hat. Sehr viel schwerer wäre es zu ertragen, ginge man mit schweigender Verachtung über uns hinweg. Und das könne man wohl nicht behaupten. (Stürmische Heiterkeit.)

Es war innenpolitisch gesehen unsere primärste Pflicht, die Revolution als Revolution zu beenden. Das ist manchem alten Revoluzzer — ich kann das auch verstehen — nicht so ganz recht gewesen. Aber schließlich sind ja Revolutionen immer nur Mittel zum Zweck. Wir haben eine Revolution gemacht, um an die Macht zu kommen, weil damit allein Deutschland zur Freiheit und zur inneren und äußeren Ehre kommen konnte. (Stürmischer Beifall.) Mit der vollkommenen Machtübernahme begann dann die Evolution.

Dr. Goebbels gab darauf einen Ueberblick über die Entwickelung der deutschen Außenpolitik, die es, wie er betonte, zu aktivieren galt. Wir mußten die innerpolitischen Krisenstoffe etwas zurückdrängen, um damit freiwerdende Kraft an die Lösung der außenpolitischen Probleme zu setzen. Wenn das auch im Anfang eine gewisse Umstellung mit sich brachte, so wissen wir doch, daß an deren Ende eine innere Stärke und Festigung steht. Auf das Gebiet der Innenpolitik eingehend, dessen Erörterung den größten Teil seiner Rede ausmachte, verwies Dr. Goebbels auf die auf den einzelnen Teilgebieten zu verzeichnenden Erfolge. Aber auch wir haben, so erklärte er, den echt deutschen Zug, der geradezu ein Erbübel ist, verspürt, die großen Erfolge über den kleinen Nachteilen und Mißständen, die diese Erfolge mit sich bringen, zu vergessen. Inbezug auf unsere Taten und Leistungen können wir aber ein solches Verfahren nicht gutheißen. Wir lassen es nicht zu, daß man von der Vergangenheit alles sieht, was gut war, um gleichzeitig an der Gegenwart nur alles das zu sehen, was schlecht ist. Das ist unfair, und wir stellen dem die Wahrheit und die Durchschlagskraft der Tatsachen gegenüber. Man sagt z. B., auch der nationalsozialistische Staat nähme ja hohe Steuern. Ja, aber es kommt darauf an, was die Regierung mit dem, was sie einnimmt, anfängt. (Stürmischer Beifall.). Wir haben jetzt zwei Mal ein Winterhilfswerk organisiert; es ist festzustellen, daß die Meckerer dieses Werk im vorigen Jahr noch als eine grandiose Leistung betrachteten. Diesmal nehmen sie es schon als eine Selbstverständlichkeit hin und fragen nur, warum nicht noch mehr geleistet wird. Es hat sich also nicht unsere Art geändert, sondern die Art, in der ein allerdings verschwindender Teil des Volkes auf unsere Arbeit reagierte. Wir wollen und müssen Meckerern ihre eigenen Nichtigkeiten vorhalten und eine klare und deutliche Sprache mit ihnen reden.

Wir setzen dem Intellekt die Intelligenz gegenüber. Von den paar Miesmachern werden wir uns auch nicht die Freude an unseren großen nationalen Demonstrationen verderben lassen. Was sich in Deutschland geändert hat, das haben wir erst letzthin am Tag der nationalen Solidarität gesehen. Ich selbst habe es wieder einmal selbst erkannt. Da haben mir Ausländer gestanden, daß so etwas in ihrem Lande nicht möglich wäre. Es war das erhebende Gefühl der Pflicht, das alle die Volksgenossen erfüllte, die zu dem Erfolg dieser Aktion beitrugen. Alle vergifteten Pfeile der Reaktion hinterlassen bei uns höchstens Ehrennarben.

Gewiß hatten wir auch Sorgen und Nöte im vergangenen Jahr. Es gab vieles zu ändern, zu klären, zu arbeiten. Aber auch die kleinste Kleinarbeit lohnt sich, gilt es doch, eine Bewegung damit zu fördern, die Deutschland beherrscht.

Dr. Goebbels kam dann noch einmal auf den Kirchenkonflikt zu sprechen, den er schon am Mittwoch in seiner Rede in Trier behandelt hatte. Er legte erneut die Grundgedanken dar, die der Staat zur Kirchenfrage einnimmt, benutzte aber auch die Gelegenheit, Mißverständnisse auszuräumen, die sich da und dort aus seinen Worten ergeben haben. Ich habe in meiner Trierer Rede darauf hingewiesen, so betonte er, daß in der Vergangenheit eine andere Praxis geübt worden ist als in der Gegenwart. Ich habe nicht bezweifelt, daß die katholischen Kirchenfürsten in den vergangenen Jahren, als wir noch nicht an der Macht waren, den Atheismus bekämpft haben. Es gibt nichts, was mir ferner gelegen hätte. Ich habe behauptet: Für den Atheismus, für die Gott- und Sittenlosigkeit und den charakterlichen Vorfall des deutschen Volkes war neben der Sozialdemokratie vor allem das Zentrum verantwortlich, denn seine Bündesgenossenschaft mit der Sozialdemokratie, so erklärte der Minister unter dem stürmischen Beifall der Parteigenossen, hat ja das alles erst möglich gemacht. Ich habe nicht festzustellen versucht, daß die katholischen Kirchenfürsten sich nicht gegen den Atheismus gewandt hätten, sondern nur, daß sie sich nicht gegen die Partei gewandt haben, die die Ursache dessen war. Das ist ein kleiner Unterschied von sehr großem Belang. Mich interessiert, was die, die uns heute Heidentum vorwerfen, damals gegen Sozialdemokratie und Zentrum getan haben. Und da wird die Ernte sehr mager und dünn ausfallen, denn ich kann mich nicht erinnern, daß irgendwo in diesen Reihen ein flammendes Protestwort gegen diese Parteien erhoben worden wäre.

Das Gebiet der Kulturpolitik kurz streifend, ging Dr. Goebbels sodann auf gewisse Stimmen des Auslandes ein, die einen Konflikt im Kulturleben in Deutschland sehen möchten. Er hob dabei hervor, daß die letzte und grundsätzliche Entscheidung auf dem Gebiete der Kulturpolitik nicht dem einzelnen Künstler zustehen könne, sondern daß sie Sache des Staates sei. Dieser Standpunkt sei umso eher zu vertreten, als sich der Nationalsozialismus als Wahrer und großzügiger Förderer der Kultur durch die Tat zur Genüge erwiesen habe.

Im letzten Teil seiner Rede beschäftigte sich der Minister mit den Problemen Staat, Partei und Wehrmacht. Eine Verfassung wird nicht auf dem Papier festgelegt, sondern sie entwickelt sich. Wir machen nicht zuerst eine Verfassung auf dem Papier und dann kommt eine Verfassung für das Volk, sondern: wir bringen erst das Volk in Verfassung! (Stürmischer Beifall.) Die Frage des Verhältnisses zwischen Staat und Partei ist an sich überhaupt keine Frage, da die Männer der Partei und die des Staates meistenteils dieselben sind. Die starken Potenzen der Partei sind in den Staat dirigiert worden, um ihn zu befehligen. Das macht die Partei nicht überflüssig, sondern gibt ihr erst den eigentlichen Wert. Sie ist ja unser Orden, aus dem die künftigen Führer des Staates hervorgehen. Es wäre also Wahnsinn, die Partei oder einzelne Gliederungen aufzulösen, wie es ebenso Unsinn wäre, in einem rein katholischen Land die katholische Kirche aufzulösen, weil es ja dort nur Katholiken gäbe. Die Partei sorgt nicht nur dafür, daß alle Volksgenossen Nationalsozialisten sind, sondern auch, daß sie für alle Zukunft Nationalsozialisten bleiben! (Stürmische Zustimmung.) Da wir unsere Kraft aus der Partei schöpfen und sie dann für den Staat einsetzen, fühlen wir uns selbstverständlich zuerst als Parteigenossen und dann als Staatsmänner. Die Partei gibt uns die Menschen, mit denen wir führen, und der Staat gibt uns die Mittel, die wir zur Führung der Menschen ansetzen.

Partei und Wehrmacht sind die beiden Säulen, auf denen der Staat ruht. Ebenso wie die Partei eifersüchtig darüber wacht, daß niemand außerhalb von ihr Politik macht, ebenso muß die Wehrmacht eifersüchtig darauf achten, daß niemand außer ihr selbst die Waffen führt. Es ist kindisch und lächerlich wenn das Emigrantentum aus der Tatsache, daß sich die Wehrmacht als Armee nach eigenem Willen aus dem politischen Diskussionsstoff des Alltags heraushält, Spekulationen über ein konträres Verhältnis zwischen Wehrmacht und Nationalsozialismus herzuleiten versucht Die Wehrmacht hat mit Begeisterung den Führer nicht nur für sein Regime sondern auch für seine Person den Treueid abgelegt. Zwischen den Politikern und den Soldaten des Dritten Reiches besteht nicht nur Kameradschaft sondern ein tiefes und herzliches freundschaftliches Verhältnis. Armee, Staat, Partei und Volk sind heute ein untrennbares Ganzes; sie können nicht mehr voneinander geschieden werden.

Der Minister legte am Schluß seiner Rede, die immer und immer wieder von Beifallsstürmen unterbrochen wurde, das Bekenntnis zur deutschen Friedensbereitschaft ab, und unterstrich die deutsche Forderung nach Gleichberechtigung unter Beseitigung der Trennung zwischen Sieger und Besiegte, von der dann alle Völker einen Vorteil hätten. Tosender Beifall setzte ein als er ausrief: „Wir sind keine Radaumacher und keine nationalsozialistischen Chauvinisten, sondern Freunde unseres Volkes und können nicht schweigend zusehen, daß man durch die Hetze einer ausländischen Rüstungspresse einen ganzen Weltteil in einen Krieg hineinzureden versucht. Es ist kein Zufall, daß die Frontsoldaten sich überall der Frage der Verständigung der Völker annehmen.

Dr. Goebbels schloß mit dem Ausdruck der Zuversicht, daß wir im kommenden Jahr auch die letzten Krisen beseitigen und die internationale Lage bereinigen werden und richtete die dringende Bitte an alle in der Kirchenpolitik tätigen Menschen, endlich zu einer Einigung zu kommen, um dadurch dem deutschen Volk das unerfreuliche Schauspiel eines Bruderstreites zu ersparen. Der 13. Januar wird an der Saar ein deutscher Sieg grandiosen Ausmaßes sein; wie ein Mann werden 800 000 Männer und Frauen ihren Willen bekunden, in den großen Staat eingegliedert zu werden, den wir aufgerichtet haben.

Abschließend gedachte Reichsminister Dr. Goebbels, während die sich im Saal versammelten Parteigenossen ergriffen von den Plätzen erhoben, des Führers und der großen Verantwortung, die er mit Kraft und Liebe zum Volke für alle trägt, Ihm dienend, rief Dr. Goebbels aus, wollen wir auch dem künftigen Jahr mit Zuversicht Vertrauen und Hoffnung entgegengehen nach der Parole: Führer, befiehl, wir folgen!

Kraftloserklärung von Aktien.

¶ Berlin, 14. Dezember.

Das Reichskabinett hat am Samstag ein Gesetz beschlossen, um über die bisher bestehenden Möglichkeiten hinaus eine Befreiung des Verkehrs von richtig gewordenen Aktienurkunden zu fördern und damit schon vor der allgemeinen Reform des Aktienrechts eine Vereinigung aktienrechtlicher Verhältnisse anzubahnen. Das Gesetz will neben und in Anlehnung an die Bestimmungen der §§ 290 und 305 HGB. allgemein die Möglichkeit schaffen, unrichtig gewordene Aktienurkunden durch Kraftloserklärung aus dem Verkehr auszuscheiden. Gedacht ist z. B. an den Fall der Firmenänderung. Es führt zu Unzuträglichkeiten, wenn von einer Aktiengesellschaft, die längst eine andere Firma angenommen hat, Aktien unter der alten, vielleicht inzwischen von einer anderen Gesellschaft in Anspruch genommenen Firma umlaufen. Für solche und ähnliche Fälle schafft das Gesetz Abhilfe. Das Gesetz will keine Handhabe dafür bieten, eine Neustückelung der Aktien zwangsweise durchzuführen. Die von verschiedenen Interessentenkreisen geäußerten Wünsche, man möge den Aktiengesellschaften die zwangsweise Beseitigung der Kleinaktien ermöglichen, eignen sich im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zur Berücksichtigung. Es wird im Gesetz vorgeschrieben, daß bei einer Aenderung des Nennbetrages der Aktien die Kraftloserklärung nur in den praktisch wichtigsten Fällen erfolgen kann, wenn nämlich die Aenderung auf einer anläßlich der Kapitalherabsetzung erfolgten Herabsetzung des Nennbetrages beruht. Das Verfahren bei der Kraftloserklärung nach dem heutigen Gesetz schließt sich eng an das Verfahren bei der Kraftloserklärung nach §§ 290 und 305 HGB. an. Ein wesentlicher Unterschied besteht nur darin, daß das Gesetz der Gesellschaft nicht den Verkauf der an Stelle der für kraftlos erklärten Aktien auszugebenden neuen Aktien gestattet, vielmehr deren Aushändigung an den Berechtigten oder ihre Hinterlegung vorschreibt.

Die Ursulinerinnen begehen in diesen Tagen ihr 400jähriges Gründungsjubiläum. Am 25. November 1535 begann die heilige Angela Mericia in Brescia das Werk der „Gesellschaft der hl. Ursula".

Das englische Unterhaus hat die Regierungsvorlage über die indische Verfassungsreform mit 410 gegen 127 Stimmen angenommen.

Die Insel Kuba leidet zurzeit unter einer Kältewelle, wie sie seit 75 Jahren nicht beobachtet wurde. Die Temperaturen fielen an zahlreichen Stellen erheblich unter den Nullpunkt. Wie aus Havanna gemeldet wird, sind fünf Menschen erfroren.

Aus Westdeutschland.

Das Urteil im Devisenschieber-Prozeß.

)) **Münster**, 15. Dezember.

In dem großen Devisenstrafprozeß gegen verschiedene Pferdehändler verkündete das Gericht heute nach 3½stündiger Beratung das Urteil: Der Kaufmann Gundelfinger wurde wegen vorsätzlichen Devisenvergehens zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis und zu einer Geldstrafe von 40 000 RM. ersatzweise 6 Monate Gefängnis, verurteilt. Die Ausübung seines Gewerbes als Pferdehändler wird ihm auf die Dauer von 3 Jahren untersagt. Sein Guthaben bei der Gronauer Sparkasse und das Guthaben der G. m. b. H. bei der Horstmarer Sparkasse werden eingezogen. Der Angeklagte Kahn wird wegen vorsätzlichen Devisenvergehens zu einer Geldstrafe von 3500 RM., ersatzweise 2 Monate Gefängnis, verurteilt, der Angeklagte Levy, ebenfalls wegen fahrlässigen Devisenvergehens, zu 1500 RM, ersatzweise 1 Monat Gefängnis. Die Angeklagten Re., Löwenthal und Tröbner werden für straffrei erklärt. Das Verfahren gegen Nathan wird eingestellt.

Tagung der Bäckerobermeister aus Westfalen-Lippe.

◇ **Bochum**, 14. Dezember.

Im Bochumer Parkhaus hielten die Bäckerobermeister aus Westfalen-Lippe eine Tagung ab. Als Gäste nahmen ferner die Obermeister der rheinischen Innungen teil, soweit sie im Arbeitsgebiet des Treuhänders der Arbeit Westfalen liegen. An der Sitzung nahmen u. a. auch der Präsident des Bäckerinnungsverbandes Germania, Grüßer-Berlin, Landeshandwmstr. Schmidt-Dortmund, Verbandesvorsitzender der westfälischen Innungen Grobe-Dortmund, und der Vorsitzende der lippischen Bäckereinkaufsgenossenschaft Kienemann-Dortmund teil. Die Tagung hatte den Zweck, den Obermeistern Aufklärung über die Tätigkeit der Obermeister zu geben. In ausgiebiger Weise wurden aus berufenem Munde Fragen des Berufsstandes, wirtschaftliche Fragen und andere den Beruf stark interessierende Fragen behandelt.

Mildes Urteil gegen kommunistische Schützen aufgehoben.

Fall Napiersky nach Essen zurückverwiesen.

Rwd **Essen**, 14. Dezember.

Am 20. Juli 1932 wurde der SA-Mann Vogel auf dem Nachhauseweg von einer nationalsozialistischen Versammlung an der Emschertalbahn in Bismarck von einer kommunistischen Bande hinterrücks überfallen und durch einen Kniefchuß schwer verletzt. An den Folgen dieser Schußverletzung leidet Vogel noch heute. Die seinerzeit angestellten Ermittlungen verliefen ergebnislos. Erst im April 1933 konnte der Täter in der Person des führenden Mitgliedes des illegalen RFB (Rotfrontkämpfer-Bundes) Aug. Napiersky ermittelt worden. Obwohl von früheren Genossen der feigen Tat überführt, leugnete er hartnäckig, den folgenschweren Schuß abgegeben zu haben. Das Schwurgericht Essen verhängte gegen den Angeklagten, der mittlerweile wegen Vorbereitung zum Hochverrat bereits eine zweijährige Zuchthausstrafe erhalten hatte, am 8. Mai d. J. wegen versuchten Totschlags sechs Jahre Zuchthaus und zehn Jahre Ehrenrechtsverlust. Die Essener Staatsanwaltschaft hielt jedoch den Tatbestand des Mordversuchs für gegeben und wandte sich beschwerdeführend an das Reichsgericht.

Der Vertreter des Oberreichsanwalts machte sich das Rechtsmittel der Anklagebehörde zu eigen und erklärte, der ganze Sachverhalt hätte das Schwurgericht doch veranlassen müssen, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob der Angeklagte bei dem Anschlag auf den SA-Mann nicht nach einem wohlüberlegten Plan handelte, also ob nicht doch Mordversuch vorliege. Die Tötungsabsicht an sich sei ihm bereits einwandfrei nachgewiesen. Der erkennende 5. Strafsenat hob, wie der Reichsgerichtsdienst dem DNB meldet, das angefochtene Urteil antragsgemäß auf und wies die Sache zu nochmaliger Verhandlung und Entscheidung an die Vorinstanz zurück. Unter diesen Umständen muß Napiersky auf eine weit höhere Strafe gefaßt sein. — Der Staatsanwalt hatte in der ersten Verhandlung 13 Jahre Zuchthaus beantragt.

„Von Jan Wellem bis heut, mer krege Freud!"

Karnevalsverständigung Mainz-Düsseldorf.

× **Düsseldorf**, 14. Dezember.

Der Verkehrsverein der Stadt Düsseldorf gab am Donnerstagabend in einer Pressebesprechung das Programm des Düsseldorfer Karnevals 1935 bekannt, der allerdings erst praktisch am 19. 1. 1935 — der Saarabstimmung wegen — mit einem großen Auftakt an dem alle Vereine teilnehmen, in der Tonhalle beginnt. Das Programm des Düsseldorfer Karnevals steht unter dem einheitlichen Motto: „Von Jan Wellem bis heut — mer krege Freud!" Die Idee besteht darin, daß im Zuge der großen Entrümpelungsaktion plötzlich auch der alte Kurfürst Jan Wellem, der in Düsseldorf vor 200 Jahren seine Residenz hatte, zu neuem Leben erweckt wird, und einmal sich vom Prinzen Karneval in Wort und Bild vorführen läßt, was eigentlich seine lieben Düsseldorfer in den vergangenen 200 Jahren alles angestellt haben. Der alte Düsseldorfer Volksheros wird auch im Rosenmontagszug erscheinen. Er stellt mit seinen Nebenfiguren und dem Gefolge eine Bereicherung des Düsseldorfer Karnevals dar, in dem die Serenissimuszeit mit all ihrer Pracht und ihrem Prunk wieder einmal lebendig wird. Gleichzeitig wird aber auch die Brücke zum Heute geschlagen. Schon zwei originelle Karnevalsschlager in Düsseldorfer Mundart sind vom Preisgericht prämiiert worden. Der erste befaßte sich mit dem kleinen Wichtigtuer „Bätes", der aber im Grunde doch ein Pantoffelheld ist. Der zweite Schlager verulkt in straffen Rhythmen die ständig sich verändernde Damenhutmode. Diese Schlager werden am Sylvesterabend einheitlich in ganz Düsseldorf herausgebracht. Eine besondere Note ist dem Düsseldorfer Karneval 1935 noch eigen: Die Verständigung mit der alten Karnevalsstadt Mainz. Das Motto für die Zusammenarbeit lautet: „Mainzer Käs mit Düsseldorfer Mostert."

Zentnerweise Tabak geschmuggelt.

Ueber 1 Million Geldstrafe.

h **Detmold**, 14. Dezember.

Die große Strafkammer am Landgericht Detmold hatte sich heute mit dem 27jährigen Schmugglerkönig Theodor Oyen aus Hamburg zu befassen. Oyen war der Organisator einer gefährlichen Schmugglerbande, die in einem mehrfach gepanzerten Personenauto im vorigen Jahre wiederholt zentnerweise Tabak nach Deutschland einschmuggelte. Mit geradezu mörderischer Geschwindigkeit rasten die Schmuggler mit diesem Auto von Holland her nächtlicherweise über die deutsche Grenze, ungeachtet der Schüsse, die die Beamten den Fliehenden nachjagten. Ueber Paderborn-Detmold-Hannover wurde die Beute regelmäßig nach Hamburg geschafft, wo Schmugglerkönig Oyen dafür sorgte, daß die Ware in den Verkehr kam.

Eines Tages aber wurde das Panzerauto der Schmuggler auf einer Fahrt nach Hamburg in der Nähe von Detmold gestellt, die Beute beschlagnahmt und die Schmuggler verhaftet. Nur Schmugglerkönig Oyen, der rechtzeitig Wind bekommen hatte, machte sich von Hamburg aus aus dem Staube. Als er von seiner Heimat Holland vor einigen Wochen einen Abstecher zum Niederrhein machte, wurde er verhaftet. Und nun stand er unter der Anklage des Schmuggels vor der großen Strafkammer in Detmold. Diese verurteilte den Schmugglerkönig zu insgesamt 1 152 640 RM. Geldstrafe, drei Monate Gefängnis und zu den Kosten des Verfahrens. Das Urteil wurde sofort rechtskräftig.

★

Rwd **Trier**, 14. Dez. **Neues Erholungsheim der NSV Düsseldorf.** Das in Langweiler (Hunsrück) von der Stadtverwaltung Oberhausen seit Jahren unterhaltene Kinder-Erholungsheim sollte am 1. Dezember geschlossen werden, da im Winter keine erholungsbedürftigen Kinder dort Aufnahme finden. Das Kinderheim wurde jedoch für die Wintermonate von der NS-Volkswohlfahrt Düsseldorf übernommen und wird dadurch das ganze Jahr über geöffnet bleiben. Ein erster Transport erholungsbedürftiger Kinder aus Düsseldorf ist bereits in Langweiler eingetroffen.

Das Idyll an der Grenze.

Die „böse Konkurrenz" stört die Ruhe.

Schmuggellager in einer Mühle.

Rwd **Aachen**, 14. Dezember.

Idyllisch liegt die schöne Wassermühle der Brüder Piepers im Schatten eines dichten Nadelwaldes. Ein Bächlein fließt an dem Gebäude vorbei, schlängelt sich durch eine Wiese und ist bald auf holländischem Boden. Daß die Mühle nur ein paar Meter von der Grenze entfernt liegt, ist ihr großer Vorteil. Weil nun die Grenze so nah, der Wald so schön dicht und das Getreide in Holland so billig ist, verlegten sich die Brüder Franz und Paul Piepers auf den Getreideschmuggel.

Nahezu sechs Jahre lang wanderten sie Woche für Woche über die Grenze und brachten mit ihren Trägern gefüllte Getreidesäcke über die Wiese. Der Inhalt wurde zu den großen Getreide- und Mehlvorräten der Brüder P. geschüttet. So konnte natürlich nie festgestellt werden, was geschmuggelt und was verzollt war; denn Getreidekörner tragen ja keine Banderolen. Die Gebrüder Pieper hätten wahrscheinlich noch weitere Jahre hindurch geschmuggelt, wenn nicht die „böse Konkurrenz" dagewesen wäre. Diese spielte ihr einen Streich. Auf der Mühle lastete noch aus der Zeit des früheren Besitzers eine Hypothek von 3000 Gulden. Der Besitzer der Hypothek, der Konkurrenzschmuggler Peters, versuchte, von den Piepers das Geld zu bekommen — aber vergebens. Nun sammelte Peters Material, um die Piepers hereinzulegen. Als ihm dieses ausreichend genug erschien, erstattete er dem Staatsanwalt Anzeige.

So kam die ganze Angelegenheit vor Gericht zur Sprache. Es stellte sich heraus, daß bis zum Jahre 1930 allwöchentlich 1000 kg Mehl, Getreide und Mais bei Nacht und Nebel in die Mühle der Brüder Piepers geschafft worden waren. Die Brüder Piepers bestritten dies entschieden, aber das Beweismaterial war zu erdrückend; denn sogar der holländische Mehl- und Getreidelieferant bestätigte den wahren Sachverhalt.

Das Urteil lautete für beide Angeklagte auf je 100 000 RM. Geldstrafe, ersatzweise sieben Monate Gefängnis; je weitere acht Monate Gefängnis und je 80 000 RM. Wertersatz. Beide Angeklagten wurden im Gerichtssaal verhaftet.

Blick nach draußen.

Notizen aus Auslandszeitungen.

Hundert Jahre „Kalevala".

„Kalevala" ist das bekannte Epos der Völker finnischer Sprache. Vor hundert Jahren erschien die erste Ausgabe. Dieser Jahrestag soll in den entsprechenden Sprachgebieten des Ostens und Nordens Europas feierlich begangen werden. Die sowjetrussische Presse behauptet bei dieser Gelegenheit, daß das Heldenlied nicht in Finnland selbst, sondern in der hauptsächlich von Finnen bewohnten Provinz Karelien entstanden sei. In der Hauptstadt der karelischen Sowjetrepublik, Petrozawosk, ist eine Ausstellung in Vorbereitung, in der möglichst viele der erreichbaren mit „Kalevala" im Zusammenhang stehenden Dokumente vereinigt werden sollen. Insbesondere werden die Briefe des Sprachforschers Loennrot gezeigt werden, der die alten finnischen Volkslieder und Heldensagen der Finnen im Volke selbst sammelte. Außerdem wird die Ausstellung auch eine Abteilung enthalten, die für Uebersetzungen des finnischen Heldenliedes in fremden Sprachen bestimmt ist.

Wer sind die berühmtesten Frauengestalten der Geschichte?

Ein amerikanischer Geschichtsforscher, Herr A. E. Wiggam ist, wie er behauptet, auf Grund eingehender Forschungen zu dem Ergebnis gelangt, daß es in der Geschichte der Menschheit seit deren Uranfängen bis heute, so weit sie uns bekannt geworden ist, nur 5000 Menschen gebe, die aus diesem oder jenem Grunde berühmt geworden seien. Quelle — wiederum nur 200 Frauen. Herr Wiggam hat sich nun bemüht, unter diesen 200 Frauen diejenigen 15 herauszusuchen, die als die „berühmtesten" angesprochen werden könnten. Er nennt: Maria Stuart, die Königin Elisabeth von England, die Jungfrau von Orléans, Frau von Stael, George Sand, Katherina II. von Rußland, Frau von Sévigné, Frau von Maintenon, die Kaiserin Maria Theresia, Josefine, Gattin Napoleons I., Marie-Antoniette, Gattin Ludwigs XVI., die von den Jakobinern geköpft wurde, die Königin Christine von Schweden, Kleopatra, Katharina von Medici und die Königin Anna von England. Uns will scheinen, daß die Liste des amerikanischen Gelehrten recht lückenhaft und subjektiv zusammengestellt sei. Seine These wird sicherlich nicht unwidersprochen bleiben; denn man könnte noch viele Frauennamen aus der Geschichte anführen, die den von Wiggam Genannten an Berühmtheit keineswegs nachstehen.

Wetterbericht.

Vorhersage für Sonntag:

Mäßige, bis frische auf südwestliche bis westliche Richtungen drehende Winde, bei wechselnder, meist starker Bewölkung noch zeitweise Niederschlag, vorwiegend in Schauerform. Später leichter Temperaturrückgang.

Armer, kleiner Hann.

Roman von Liane Sanden.

Copyright: Horn-Verlag, Berlin W. 35. (Nachdruck verboten.)

37)

Fünfundzwanzig Minuten hatte der Mann gesagt. Er verglich die Uhr und marschierte vorwärts. Er ging und ging. Aber weder nach fünfundzwanzig Minuten noch nach fünfundvierzig Minuten war die Lichtung mit den Bäumen zu finden. Die Dämmerung fiel herein. Noch immer nicht fand er den bezeichneten Weg. Und plötzlich wurde es ihm klar, das alles war eine abgekartete Sache. Der Chauffeur war mit diesen beiden Burschen im Spiel gewesen. Aber woher aber wußte der Mann hier, daß er ankam? Er schüttelte den Kopf, die Sache wurde immer rätselhafter. Nun, ihn würde man nicht so leicht fangen. Einer der jahrelang in den Tropen gelebt, den Urwald gerodet, sich mit der Heimtücke der Eingeborenen herumgeschlagen, der würde doch mit ein paar kleinen Banditen hier in diesem lettischen Winkel fertig werden.

Nun begann er systematisch zu gehen, orientierte sich nach dem Mond und den Sternbildern, die langsam heraufzogen. Er mußte sich in Richtung auf das Sternbild des großen Wagen halten. Er besann sich, daß er bei der Rückfahrt von Gut Sobitten links von ihm gestanden hatte. Er hatte sich noch über den wunderbaren Glanz des Sternbildes gefreut. Es wurde dunkel im Walde. Aber er hatte lange genug in der freien Natur gelebt, um auch im Dunkel sehen zu können. Jetzt fühlte er mehr, als daß er sie erblickte, Wagenspuren auf dem Weg. Wo ein Wagen gefahren war, mußten Menschen gewesen sein. Er verfolgte die Spur. Nach etwa einer Stunde kam er aus dem Walde heraus. Nun hörte er ein schwaches Hundebellen. In der Ferne blitzten Lichter auf. Da war ein Dorf. Nach den Lauten, die die Hunde gaben, schätzte er, konnte er vielleicht noch eine halbe Stunde entfernt sein.

— — — — — — — — —

Ein sanfter Morgenhimmel wölbte sich über dem ganzen Lande. Auf Gut Buchenwalde waren die Gardinen zugezogen. Das Haus schien wie ausgestorben. Der Gärtner schlenderte langsam, die Hacke auf der Schulter, zum Hof. Sommerträgheit lag über allem.

In einer Hängematte im Garten schaukelte Lenka langsam hin und her. Sie hatte die Beine in den roten Gartenhosen übereinandergeschlagen, die Arme faul hinter dem Kopf verschränkt. Langweilig war es. Hatte sie doch darauf bestehen sollen, mit Anja zu fahren? Seit ihrer Kenntnis der Dinge zwischen Anja und Kuba Boschad konnte sie Anja gegnüber mächtig auftrumpfen. Aber da war das Gartenfest bei ihren Freunden auf Steruschken. Ein paar von den jungen Offizieren der Rigaer Garnison waren herübergekommen. Vielleicht würde es vergnüglicher sein, als mit Anja bei der blöden Hitze herumzukutschieren. Was Hanns-Henning jetzt wohl machen würde? Nun, die Simanat würde ihn wohl nicht bekommen. Wenn Anja einmal etwas gegen einen Menschen hatte, dann Gnade ihm Gott. Anja ist ihre eigene Schwester, aber zur Feindin möchte sie sie doch nicht haben; es wäre dann, man hätte einen Trumpf gegen sie in der Hand, wie zum Beispiel die Geschichte mit Kuba. Was mag Anja nur mit Marike anfangen? Irgend etwas ist da los. Diese Geschichte bei Marikes Abfahrt — Lenka dachte nach. Komisch, sie war doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, aber was da eigentlich gespielt worden war, war ihr immer noch nicht klar geworden.

„Fräulein Lenka, Fräulein Lenka," eine jammernde Frauenstimme rief durch den Park. Lenka richtete sich auf:

„Hallo, ja? Was ist denn?"

Zwischen den Gruppen der großen Blutbuchen tauchte ein schwarzseidener Rock auf, eine bunte Jacke, dann ein verstörtes Altfrauengesicht — wie eine aufgescheuchte Henne — die alte Julka durch den Park auf Lenka zu.

„Na, Julka, was ist denn? Du schreist ja wie verdreht."

Die Alte war ganz außer Atem. Tränen standen in ihren ausgeblaßten Augen.

„Fräulein helfen, helfen Sie. Fräulein Marike, ach Gott, ach Gott, Fräulein Marike . . ." sie bekreuzigte sich,

Lenka war mit einem Satz aus der Hängematte:

„Red' doch. Was ist denn geschehen? Ist der Simanat was passiert? Krank?"

„Nein, nein, aber verhaftet ist sie worden. Die Polizei war bei ihr in dem Hotel, wo sie wohnt mit unserm kleinen Herrn Hann. Fortgeführt hat man sie ins Gefängnis, ach Gott, ach Gott, unser Fräulein Marike."

Lenka war ganz blaß. Redete die Alte da irre? Marike im Gefängnis, das war doch lächerlich.

„Von wem hast du das? Dummes Gefasel! Laß dir doch nichts vorreden, Julka"

„Ich laß mir nichts vorreden, Fräulein Lenka. Es ist die reine Wahrheit. Der Vetter von meinem Tochtersohn, der ist auf Urlaub gekommen. Der ist Schreiber bei der Polizei. Der kennt unser Fräulein Marike. Er selbst hat gesehen, wie man sie hereingebracht hat zum Verhör. Ach Gott, ach Gott."

„Ja, um Gotteswillen, was soll sie denn gemacht haben?"

Die alte Julka sah sich um. Sie flüsterte:

„Der Vetter vom Tochtersohn hat gesagt, wir dürfen es nicht weiterreden, denn es wäre Amtsgeheimnis. Aber er weiß Bescheid. Sie soll einen Brillantring und Schmuck von den Herrschaften, die hier zu Besuch waren, gestohlen haben. Ach Gott, ach Gott."

Sie schluchzte auf, putzte sich umständlich die Nase. „Unser Fräulein Marike die stiehlt doch nicht. Die tut doch keinem Menschen was zuleide, die nimmt doch nichts fort."

Und dann sah sie mit ihren rotgeränderten Augen zu Lenka auf:

„Ich hab' in meiner Angst nicht gewußt, wohin, Fräulein Lenka, da bin ich zu Ihnen gekommen. Denn die gnädige Frau Baronin ist doch nicht da. Ich hab gedacht, Sie könnten helfen. Man kann doch nicht Unrecht zulassen."

Lenka war noch immer ganz blaß.

„Sei still, Julka. Rede nicht über die Geschichte. Sag' dem Chauffeur, er soll mir mein kleines Auto rausholen, aber ein bißchen fix. Ich fahre sofort nach Riga."

Julkas Gesicht leuchtete auf. Sie beugte sich über die Hand Lenkas:

„Ich hab' doch gewußt. daß Fräulein Lenka wird helfen."

Und dann rannte sie davon, der weite schwarze Rock flog um sie herum. Lenka stand einen Augenblick still. Plötzlich sagte sie laut vor sich hin: „Pfui Teufel!" und spuckte kräftig aus. Dann rannte auch sie dem Hause zu. In ihrem Zimmer räumte das Stubenmädchen auf. „Mein grauweißkariertes Kleid, Kappe, Autobrille, Automantel."

Lenka zog sich schon den Gartenanzug aus, so schnell war sie noch nicht fertig gewesen. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, sich zu schminken und in den Spiegel zu sehen. Draußen hörte sie schon das Auto vorfahren. Sie rannte die Treppe herunter. Im Laufen knöpfte sie sich den grauen Staubmantel zu. Sie sprang ins Auto, knallte die Tür zu und raste davon.

Es war eine halsbrecherische Fahrt, die Lenka mit ihrem Sportwagen nach Riga machte. Sie wunderte sich hinterher selbst, wie es bei dem wahnsinnigen Tempo so glatt gegangen war. In ihrem Kopf war nur ein Gedanke: dieser Schurkenstreich gegen Marike Simanat mußte verhindert werden. Das war zuviel. So hatte sie es nicht gemeint, als sie Marike Simanat Böses wünschte. Nur die Sache zwischen Hanns-Henning und Marike sollte aus sein. Aber ins Gefängnis? Falschen Verdacht gegen das arme Ding? Das war ja nun doch zuviel. Jetzt wußte sie, wie Anja gearbeitet hatte. Aber an dieser Sache wollte sie keinen Teil haben. Alles Gute, das in Lenka verborgen lag, kam in dieser Stunde empor, da sie in der rasenden Fahrt wirklich ihr Leben einsetzte Marike swegen. Und als sie endlich todmüde von dem stundenlangen Sitzen am Steuer vor dem Polizeigebäude in Riga aus dem Wagen stieg, war es in ihr wie ein glücklicher Triumph: nein, sie ließ es nicht zu, daß Marike Simanat unschuldig verurteilt wurde.

Hastig fragte sie sich durch das Polizeigebäude durch bis zu einem der Kommissare.

„Was wünschen Sie?" fragte der und erhob sich bereitwillig — so schöne junge Mädchen waren selten hier.

„Wer ist hier zuständig für die Diebstahlssache von Fräulein Simanat?" fragte Lenka.

„Moment mal, Fräulein," der junge Beamte telefonierte im Hause herum, „dann gehen Sie bitte hochparterre links Zimmer 34."

Lenka eilte davon, wohlgefällig sah der junge Beamte ihr nach.

An Zimmer 34 klopfte sie.

„Guten Tag," sagte sie eintretend „ich habe eine Aussage zu machen wegen Fräulein Simanat."

Interessiert sah der Kommissar auf:

„Und die wäre, Fräulein? Aber erst mal bitte Ihre Personalien."

„Lenka von Manis, ich bin die Schwester von Frau von Dauk auf Buchenwalde."

„Nun, was haben Sie mir mitzuteilen?"

„Herr Kommissar, Fräulein Marike Simanat ist unschuldig. Sie soll Schmucksachen gestohlen haben?"

„Jawohl, man hat etwas in ihrem Koffer gefunden."

„Ein kleiner gelber Toilettenkoffer, Herr Kommissar?"

Der Kommissar nickte. Lenka war ganz rot vor Empörung.

„Dann kann ich Ihnen auch sagen, daß dieses Schmuckstück von jemanden in den Koffer hineingeschmuggelt sein muß. Ich habe ganz genau gesehen, wie Fräulein Simanat den Koffer zu dem Gepäck meines kleinen Schwagers hineinstellte. Sie war schon im Wagen, da sah ich zu meinem Erstaunen, wie der Koffer plötzlich aus dem Korridor ins Zimmer getragen wurde. Es — es hat jemand sich in dem Koffer zu schaffen gemacht. Fräulein Simanat war schon längst im Wagen, da vermißte sie ihren Koffer. In dieser Zeit muß der Schmuck in den Koffer hineinpraktiziert worden sein."

(Fortsetzung folgt.)



Professor Scholz 50 Jahre alt.

‡ **Münster**, 15. Dezember.

Am 17. Dezember vollendet Heinrich Scholz, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Münster, ein auch außerhalb seines Fachgebietes vielen bekannt gewordener Gelehrter, das 50. Lebensjahr.

Heinrich Scholz wurde in Berlin geboren als Sohn des nachmaligen ersten Geistlichen an der Marienkirche, Prof. D. Hermann Scholz. Auch er selbst hat Theologie studiert, hauptsächlich in Berlin bei Adolf von Harnack, und sich 1910 dort für systematische Theologie habilitiert. Als junger Theologe behandelte H. Scholz vor allem religionsphilosophische Fragen. 1917 war Scholz o. Professor der Religionsphilosophie in Breslau geworden. Schon zwei Jahre später folgte er einem Ruf der Kieler Philosophischen Fakultät als Nachfolger Deußens auf den Lehrstuhl der Philosophie, den er dann bis zu seiner Berufung nach Münster im Winter 1928/29 innehatte. In Kiel wandte sich Scholz in steigendem Maße der Erkenntnistheorie und Logik zu. Schon in seinen religionsphilosophischen Arbeiten erkennt man ein unermüdliches Streben nach völliger Klärung der logischen Zusammenhänge und der Erkenntnisgrundlagen. Jetzt führte ihn die Beschäftigung mit Aristoteles und mit Kant auf die Grundlagenfragen der Mathematik und Physik, die gerade damals wieder in lebhaften Fluß gekommen waren. Um so anziehender, aber auch um so schwieriger war die Aufgabe, hier einzudringen und einen selbständigen Weg zu finden. Um dieses Zieles willen setzte sich der vierzigjährige Professor eine Reihe von Semestern zu den Studenten in die mathematischen und physikalischen Vorlesungen. Reiche Früchte hat das zehnjährige Bemühen des Philosophen um die Grundlagenforschung der exakten Wissenschaften schon getragen. In Münster hat Professor Scholz als erster in Deutschland die im Dienste der Grundlagenforschung bewährte formalisierte Logik, die sogenannte Logistik, zum Gegenstand eines größeren philosophischen Vorlesungszyklus gemacht.

Bei all seiner intensiven Forschertätigkeit hat sich Professor Scholz auch in den letzten Jahren gelegentlich an ein größeres Publikum gewandt. Er hielt eine Reihe von Vorträgen, die zum Teil auch als Broschüren veröffentlicht sind. So: „Eros und Charitas. Die platonische Liebe und die Liebe im Sinne des Christentums", so „Goethe als Befreier" und jüngst „Goethes Stellung zur Unsterblichkeitsfrage".

Ferienordnung für das Schuljahr 1935-36.

Auf Grund der Ziffer 2 des Erlasses des Herrn Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten vom 6. 11. 1913 — U III A 1603 — setzt der Herr Oberpräsident für alle Schulgattungen in Orten mit höheren Schulen in der Provinz Westfalen die Ferien wie folgt fest:

Ostern: Letzter Schultag: Freitag, den 5. April 1935, Erster Schultag Donnerstag, den 25. April 1935, 19 Ferientage;

Pfingsten: Letzter Schultag: Freitag, den 7. Juni 1935, Erster Schultag: Dienstag, den 18. Juni 1935, 10 Ferientage;

Sommer: Letzter Schultag: Donnerstag, den 25. Juli 1935, Erster Schultag: Dienstag, den 3. September 1935, 39 Ferientage;

Weihnachten: Letzter Schultag: Samstag, den 21. Dezember 1935, Erster Schultag: Mittwoch, den 8. Januar 1936, 17 Ferientage;

Zusammen 85 Ferientage.

In allen Schulen ist am letzten Schultage der Unterricht nach der 2. Unterrichtsstunde des planmäßigen Vormittagsunterrichtes zu schließen.

Stadttheater Münster i. W.

Wochenspielplan vom 16.—23. Dezember 1934.

Stadttheater:

Sonntag, 16. Dez., 15,15 Uhr, Ende 18,15 Uhr: „Der Vogelhändler" (Operette). — 19,30 Uhr, Ende 22,30 Uhr: „Polenblut" (Operette).

Montag, 17. Dez., 20 Uhr, Ende 22,30 Uhr, Miete Mo. 8: „Richelieu, Kardinalherzog von Frankreich" (Schauspiel).

Dienstag, 18. Dez., 20 Uhr, Ende 22,30 Uhr, Miete Di. B 7: „Richelieu, Kardinalherzog von Frankreich" (Schauspiel).

Mittwoch, 19. Dez., 15,15 Uhr, Ende 17,30 Uhr: „Schneeweißchen und Rosenrot" (Märchenspiel). — 20 Uhr, Ende 22.40 Uhr, Miete Mi. B 7: „Der fliegende Holländer" (Oper).

Donnerstag, 20. Dez., 20 Uhr, Ende 23 Uhr, Miete Do. B 7: „Polenblut" (Operette).

Freitag, 21. Dez., 20 Uhr, Ende 22,40 Uhr, Miete Fr. B 7: „Der fliegende Holländer" (Oper).

Samstag, 22. Dez., 15,15 Uhr, Ende 17,30 Uhr: „Schneeweißchen und Rosenrot" (Märchenspiel). — 20 Uhr, Ende 23 Uhr: „Polenblut" (Operette).

Sonntag, 23. Dez., 10 Uhr, Ende 12,15 Uhr: „Schneeweißchen und Rosenrot" (Märchenspiel). — 15,15 Uhr, Ende 18 Uhr: „Polenblut" (Operette). — 19,30 Uhr, Ende 22,30 Uhr, Miete So. 8: „Der Vogelhändler" (Operette).

Kammerspielhaus:

Sonntag, 16. Dez., 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Die spanische Fliege" (Schwank).

Dienstag, 18. Dez., 20 Uhr, Ende 22 Uhr: Geschlossene Vorstellung „Geographie und Liebe" (Lustspiel).

Mittwoch, 19. Dez., 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Die spanische Fliege" (Schwank).

Donnerstag, 20. Dez., 20 Uhr, Ende 22 Uhr: Geschlossene Vorstellung „Ein Kerl, der spekuliert" (Komödie).

Freitag, 21. Dez., 20 Uhr, Ende 22,15 Uhr: Geschlossene Vorstellung „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Samstag, 22. Dez., 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Die spanische Fliege" (Schwank).

Sonntag, 23. Dez., 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Die spanische Fliege" (Schwank).

Alte Volkskunst auf der Telgter Krippenschau.

‡ **Telgte**, 15. Dezember.

Die Sonderausstellung im Telgter Heimatmuseum „Die Weihnachtskrippe in der Volkskunst" ist in der letzten Woche um weitere wertvolle Stücke alter Münsterländer Volkskunst bereichert worden. Ist es doch gelungen, zwei für das Münsterland besonders typische Krippenschreine (sog. „Kastenkrippen") aus Coesfelder Familienbesitz für die Ausstellung als Leihgaben zu gewinnen. Diese Krippenschreine aus dem 18. Jahrhundert sollen früher in einer kleinen Coesfelder Kirche „Zum Hl. Geist" gestanden haben. Noch heute ist in Coesfeld die Erinnerung lebendig geblieben, daß in allen Kirchen der Stadt zur Weihnachtszeit über dem Tabernakel derartige Kastenkrippchen aufgestellt wurden. Durch die Zusammentragung von nunmehr vier derartiger Krippenschreine, die heute sehr selten geworden sind, bieten sich dem Besucher besonders interessante Vergleichsmöglichkeiten heimatlicher Volkskunst. Während ein im Telgter Heimatmuseum ausgestellter Krippenschrein aus Warendorf mit einer schön geschwungenen Rokokotür verschlossen ist, haben die beiden Coesfelder Krippenkästen in der vorderen Ansicht eine einfache spitze Dachform. Man darf wohl annehmen, daß diese Form die ältere ist. Die Krippenfigürchen sind bei den drei Krippenschreinen kunstvoll aus Wachs geformt und mit reichen, glänzenden Seidenstoffen bekleidet. Dagegen ist ein aus der Telgter Gegend stammender Krippenkasten ganz in feiner Applikationsarbeit aus verschiedenfarbigen Stoffresten hergestellt.

Münsterischer Marktbericht.

Trotz des Regens belebten die Hausfrauen in großer Zahl den Markt. Da auch die Zufuhr in allen Markabteilungen ausreichend war, wickelten sich flotte Geschäfte ab. Auf dem Eier- und Buttermarkt zahlte man für Landeier 12 und 12½, für Trinkeier 13, für Eier gesetzlicher Handelsklassen A 13, B 12½, C 12, D 11 und S 13½, für Kühlhauseier A 12, B 11, C 10½ und S 12½, für Enteneier 11, für Landbutter 1,35, für Deutsche Markenbutter und Deutsche feine Molkereibutter 1,50 und 1,55. Auf dem Gemüsemarkt gestaltete sich die Preislage folgendermaßen: Salat 10, Endivien 10—20, Feldsalat ¼ 10, Weißkohl 8, Wirsing 8, Rotkohl 10, Butterkohl 8, Rosenkohl 15—20, Grünkohl 8 oder 2 Pfund 15, Zwiebeln 10 und 15, Schalotten 20, Wurzeln 10, Schwarzwurzeln 20, Rote Beete 8, Kohlrabi 15, Sellerie je Knolle 15—30, Porree Pfd. 10—12 oder 3 Stück 10, Spinat 15 und 20, Blumenkohl 15—40, Steckrüben 5—10, Meerrettich 15—30 je Stange und Rettich 5—10 je Stück. Preise für Wild und Geflügel: Hühner 70—80, Hähnchen 80—90, Enten 80—100, Gänse 80 und 90, Mastgänse 110, Hasen im Fell 50 und 55, abgezogene und ausgenommene Hasen 80, Wildkaninchen 55—65.

*

△ **Recklinghausen**, 15. Dez. **155 Verkehrsunfälle mit 9 Toten.** Im Bereiche des Polizeipräsidiums Recklinghausen ereigneten sich im Monat November 155 Verkehrsunfälle, bei denen 9 Menschen das Leben einbüßten, 90 Menschen wurden zum Teil schwer verletzt. Beteiligt waren an diesen Unfällen 76 Personen, sowie 34 Last- und Lieferwagen, 6 Lastkraftwagen mit Anhänger, 10 Dreiradkraftwagen, 13 Straßenbahnwagen, 16 Groß- und 15 Kleinkrafträder, 4 Zugmaschinen, 17 Fuhrwerke, 63 Fahrräder, 3 Handwagen, sowie 19 ältere und 13 Fußgänger unter 14 Jahren.

Der Wunsch der DAF zum Weihnachtsfest 1934.

Aufruf an alle Betriebsführer im Gau Westfalen-Nord.

Es sind nur noch wenige Tage, die uns von dem Feste der heiligen Weihnachtszeit trennen. Und mit jedem Tage werden die Wünsche lauter, die aus den Kinderherzen zu den Ohren der Väter und Mütter dringen. Große und kleine Sorgen erfüllen in diesen Wochen vor Weihnachten die Eltern, um alle die Wünsche ihrer Kinder zu erfüllen.

Darum begrüßt die Deutsche Arbeitsfront es, wenn eine große Anzahl Betriebsführer in der Erkenntnis dieser Sorgen und aus Dankbarkeit für treue Dienstleistungen bereits dazu übergegangen ist, ihren Gefolgschaftsmitgliedern zum Weihnachtsfeste Zuwendungen zu machen. Kein Betriebsführer sollte diese schöne Gelegenheit versäumen, seinen Mitarbeitern in irgendeiner Form eine Gratifikation zum Weihnachtsfeste zu machen, wenn die wirtschaftliche Lage des Betriebes es eben erlaubt; gilt es doch, die Betriebsverbundenheit zwischen Führung und Gefolgschaft weiter zu festigen. Ich hoffe und darf wohl erwarten, daß jeder Betriebsführer sich einmal in diesen Tagen Gedanken darüber macht, wie er seine Mitarbeiter zum Weihnachtsfeste bescheren kann, sei es durch eine geldliche Zuwendung oder durch Geschenke an die Arbeitskameraden für sich oder für die Familie.

Das Weihnachtsfest 1934 muß uns in geschlossener Opferbereitschaft und Volksverbundenheit sehen. Wir in der großen Front der Arbeit wollen zeigen, daß die Gemeinschaft uns ein erstrebenswertes Ideal ist, für das wir gern — jeder nach bestem Können — unser Opfer tragen. Und das Christfest ist gerade dazu angetan, Segen und Freude in den Familien unserer Arbeitskameraden am Heiligen Abend zu erwecken. Dazu bedarf es natürlich der Hilfe aller. Ich glaube bestimmt, daß alle Betriebsführer innerhalb der DAF durch die Tat beweisen, daß ihnen das Wohl ihrer Mitarbeiter am Herzen liegt und ihren sozialen Tatwillen durch eine sinngemäße Weihnachtsgabe an die Gefolgschaft erneut unter Beweis stellen. Der „Tag der nationalen Solidarität" war der stärkste Ausdruck unserer jungen Volksgemeinschaft. Sorgen Sie, meine Kameraden Betriebsführer zum Christfest dafür, daß der Ernst, mit dem wir Tag für Tag an der Betriebsgemeinschaft arbeiten, in das gleiche Ansehen rückt.

Das ist der Wunsch der Deutschen Arbeitsfront Westfalen-Nord zur Weihnacht 1934.

Heil Hitler!

F. Schürmann, MdR.
Gauamtsleiter der NSBO und Gauwalter der DAF.

BMW-Automobile (Qualitäts-Erzeugnisse der Bayrischen Motorenwerke) haben große Wirtschaftlichkeit, überragende Beschleunigung, hohe Endgeschwindigkeit, außergewöhnliche Bergfreudigkeit. — 22-PS-Vierzylinder, 34-PS-Sechszylinder. — Prüfen Sie den BMW selbst gelegentlich meiner jetzigen **Sonderschau.** Eingefahrene Vorführungswagen stehen Interessenten für eine unverbindliche und kostenlose Probefahrt zur Verfügung. [6179
General-Vertretung Friedrich Saßmann, Inh. H. Löbige jr.
Münster i. W., Ludgeriplatz.

Amor nur Münster i. W.
Mühlenstr. 51.
Frau H. Gerlach, vermittelt Ehen aller Stände erfolgreich vornehm, diskret. Sprechst. täglich, auch Sonntags. Rückporto 0.30 Mk

Miet-Pianos
in groß. Auswahl. Bei später. Kauf Miet anrechnung.
O. Schräder,
Münster i. Westf.
Hüfferstraße 6.
Fernruf 25179

Stroh
aller Art, waggonfrei Vollbahn, laufend **gesucht.**
Angeb. m. Preis an B. **Nonhoff,** Münster, Hoyastraße 29. [6188

Eine kleine Anzeige in der Zeno-Zeitung findet im Münsterland große Beachtung und bringt beste Erfolge!


DIE BRILLE
ein praktisches Geschenk
Schenkst Du auch oft und mancherlei: Ein Augenglas sei stets dabei!
Optiker Overhage
Münster i. W.,
Prinzipalmarkt 3,
C 31 neben Kluxen. (6184

Primus-Diesel-Zugmaschine
noch nicht zugelassen, unter günstig. Bedingungen abzugeben. (6175
Wagenröer, Münster.
Bremer Str. 42—56. Telefon 41765.

BLAUPUNKT


RADIO
Das Schönste auf dem Gabentisch: das ist ein Radiogerät! — Ist's gar ein „Blaupunkt", dann wird die Weihnachtsfreude doppelt groß!
Verlangen Sie die 5 bunten **Blaupunkt-Hefte!**


Ideal-Werke A.-G. für drahtlose Telephonie
VERKAUFSBÜRO ESSEN. (6183

Erstes Zwecksparunternehmen sucht tüchtige [6190
Vertreter
Nichtfachleute werden eingearbeitet. Hohe Provision und Zuschuß. Off. unter L M 5581 an Ala. Essen

Rendant gesucht
Eine Spar- und Darlehnskasse in einer Kreisstadt des Industriegebietes sucht zum baldigen oder späteren Eintritt einen Rendanten, der mit allen einschlägigen Arbeiten vertraut ist. Selbstgeschriebene Bewerbung mit Lebenslauf und Referenzen und Gehaltsansprüchen unter D 394 an die Ans.-Verm. der Zeno, Münster i. W. [6146

Weihnachtswunsch
Witwer, kath., in kl. Städtchen des Münsterl., Mitte 50er, m. 3 Kindern (2 verh.), kl. schuldenfr. Eigentum, i. fest. Lebensstellg. wünscht kath. einf., ges. u. spar. Mädch. mit tadellos. Vera., d. i. a. Zweigen d. Hsh. erf. ist. Wm. u. Anb. n. ausgeschl.), Alter 45—52 J., kenn. zu lern. Off., mögl. m. Bild, das zurückges. w., unt. LK 100a, Borkener Ztg., Borken i. W. Verschw. zugel.

Gesuche
Jg. Mann
vom Lande, 24 J. alt, **sucht Stella. als Chauffeur** für führerscheinfr. Wagen oder als **Lagerarbeiter.** Offerten unt. D 398 an d. Ans.-Verm. der Zeno, Münster.

Strebs. kath. **Bäcker-Geselle**
mit la. Zeugnissen, **sucht zu sofort oder später Stellung.** [6192
Franz Rekel,
Herzford bei Lingen.

Schneiderin sucht Stelle
in ruh. kath. Hause, wo Küche und Haushalt erlernt werden kann. Off. unter 1436 an das Bocholter Volksblatt, Bocholt erbeten (6191

Angebote
Suche zum 1. od. 15. Jan. ein kath.
Mädchen
für Haus- und Landwirtschaft.
Bauer Wilhelm Brinkmann, Asbeck, Kr. Ahaus

Sauberes kath.
Mädchen
in Hausarbeit erfahren, für Geschäftshaushalt gesucht. Offerten mit Zeugnisabschr. unter G W 478 an die Dülmener Ztg., Dülmen. 6193

Gesucht wird z. 1. 1. 35 gewecktes, zuverläss. **Mädel** a. gut. Fam., nicht unt. 20 J., a. Bed. d. Gäst. f. Rest.-Betr. u. leichte Hausarb. Dortselbst w. kath. kinderl. perf. Mäd. i. Koch. selbst., als **Stütze** ges. (Ang. Stelle, gute Beh.) 2 Hausmädch. vorh. Angeb. unt. 253 an die Buchdr. A. Holländer, Emsdetten

Heimarbeit vergibt Verlag Vitalis, München 13 [4758

Ohne Zeno
keine Werbung
im Münsterland

Heiraten
Kath. EHEN
für Damen u. Herren, mit und ohne Vermögen, verm. streng reell, diskr. und mit Erfolg. **Frau E. Kalthoff Nachf., Essen.** Horst-Wessel-Straße 56.

Ehe- Katholiken-Bund bietet Gewähr für zuverläss., diskrete Anbahn. kathol. Ehen. Kirchl. Billig. Auskunft durch: Neuland-Bund 17 Herne i. W. [2917

Katholische Ehen!
Einheir. aller Branchen. Landwirtschaft, Wirtschaften, Beamten-Part. bietet das für reell bekannte [3651
Großinstitut Fortuna
Zentrale: **Mülheim-Ruhr,** Kettwiger Straße 35. Ruf 416 05.
Dortmund, Westenhellweg 134. Duisburg, Düsseldorf, Elberfeld, Köln. Besuchszeit täglich, auch Sonntags.





SABA-RADIO-GERÄTE SIND MEISTERWERKE SCHWARZWÄLDER FEINMECHANIK

Fast neuer prächt.
Bechstein-Stutz-flügel
und mehrere
Klaviere
darunter erste Marken, habe billigst abzugeben.
Piano-Haus
A. Hoffmann,
Münster i. W., Frauenstraße 9.

Barkredite
an Beamte u. Festangestellte ohne Wartezeit, direkte Bankverbindung durch Zollinspekt. i. R. **Funk,** Münster i. W., Wolbecker Str. 97.

Einige hundert
Dachpfannen
billigst abzugeben. Näh. unt. D 400 an die Anzeigenverw. der Zeno, Münster

Gelegenheitskauf!
10 hochwertige schwere [6197
Plüsch-Teppiche
in verschied. Größen, teilweise erheblich zu ermäßigten Preisen, soweit Vorrat vorhanden, zu verk.
Teppichhaus Seagle, Münster
Salzstraße 24

Staffel für Wiederholungsnachlaß i. Zeno-Anzeigentarif
für mehrmalige Veröffentlichungen in **einheitlicher** Größe:
bei mindestens 3 Veröffentlichung. 3%
" " 6 " 5%
" " 12 " 10%
" " 24 " 15%
" " 52 " 20%

Eine **Zeno-Anzeige** wird im ganzen Münsterland von kaufkräftigen Kreisen gelesen.

Auch für Messer Herdfeger benutzen.

Sonntag, den 16. Dezember

Wochenend
ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Der Advent des Germanentums

Von H. Butterwegge

Besser nichts erfleht,
Als zuviel geopfert:
Auf Vergeltung die Gabe schaut;
Besser nichts gegeben,
Als zu Großes gespendet;
Eitel manch Opfer bleibt.

In der Edda steht dieser Sang, der die Skepsis selbst ist, der Zweifel, dem nur zu leicht die Verzweifung folgt: es ist der Sang einer Seele, die schon längst aus der großen religiösen Ordnung herausgefallen ist, die in der kalten Leere der Vertrauenslosigkeit steht, schon Unglaube geworden. Und dieser Unglaube ist in jener Zeit vor der Berührung mit dem Christentum schon in weite Bezirke der germanischen Seele eingebrochen. Vielfach ist uns diese Tatsache belegt, und vielfache Gründe sprechen aus den Zeugnissen. So ist es Enttäuschung oder Leid oder enttäuschte Selbstsucht. Als Hrafnkel, der eifrige Freyrverehrer, von Feinden seines Hofes vertrieben wird, als sie seinen Hengst Freyfaxi ertränken und den Tempel verbrennen, da sagte er: „Dummes Zeug, der Glaube an die Götter! Und er erklärte, von jetzt an nicht mehr auf die Götter zu vertrauen. Er handelte auch danach und opferte niemals mehr." Die Dunkelheit einer vergehenden Welt liegt über der germanischen Seele.

Das stellt jetzt Dr. Stonner in seinem soeben erschienenen Werke „Von germanischer Kultur und Geistesart" (Verlag Friedrich Pustet-Regensburg) heraus, einem Buch, das aus liebevoller Versenkung in die Quellen gearbeitet ist, die vielfältigen Ergebnisse der Boden- und Sprachforschung, der antiken und germanischen Autoren heranzieht, ein Bild der äußeren Beschaffenheit und Kultur der Germanen zu gewinnen, ein Bild der altgermanischen Religion und ihrer Wende zum Christentum, den germanischen Familien- und Persönlichkeitsethos, der germanischen Erziehung. Ist das Werk, dem der Verfasser ja schon zwei kleinere Schriften „Germanentum und Christentum" und „Nationale Erziehung und Religionsunterricht" vorausgeschickt hat, in seiner Fülle, sachlich, leidenschaftlos, aber mitreißend gestaltet, eine unerschöpfliche Quelle für die Aufgaben nationaler Erziehung, so bedeutet es in der Frage Christentum und Germanentum in seiner glänzend fundierten und lebendig-weiten Art einen entscheidenden Beitrag für die christliche Seite; in seiner Anlage greift es ja schon weit über die Zeit der Christianisierung hinaus, beleuchtet aber bei der Behandlung der Wende des Germanentums zum Christentum vor allem die Zeit vor dieser Wende, die ja für das Germanentum zugleich die Zeit des großen Advents ist, unerreicht klar und weitsichtig.

Für die Tatsache, daß die Germanen vor Berührung mit dem Christentum bereits ihre alten Kult- und Sippenzusammenhänge verloren haben, für die Säkularisierung des ganzen Lebens, sucht Stonner die innerlichen Gründe. Die germanische Religion war ein Kult von tiefer Naturverbundenheit, ganz auf das bäuerliche Leben mit dem Umlauf der Sonne und den Jahreszeiten abgestellt. Auch als die Götter persönlicher gedacht wurden, verblieben sie in dieser bäuerlichen Natursphäre. Sie werden gedacht in Höfen wohnend mit großen Hallen. „Auch der Hirte vor dem Gehöft, Hahn und Hund am Gehöftbaum sind auf die metaphysischen Bezirke übertragen. Bricht der Gott auf, so rüstet er Roß oder Gefährt im Gehöft — — Mühlen und Ingesinde sind im Gehöft, neben der Halle der Tempel. Gehöfte, Fluren und Raine tragen ihren Namen." (Naumann). Das alles war begreiflich, solange die Germanen selber als Bauern auf ihren Gehöften saßen und die heimische Scholle pflegten. Es mußte aber veraltet und überholt erscheinen, als jene große Unruhe in sie hineinkam, die sie gegen Ende der Bronzezeit und noch mehr in der Eisenzeit aus einem wesentlich bäuerlichen ein kriegerisches Volk werden ließ.

Der Germane hatte seine Lebensform geändert; aus den seßhaften Bauern war der Krieger geworden, und in der Unruhe der Völkerwanderungszeit verlor der alte Kult seinen Sinn. Thor, der Gott der Bauern, der starke Schützer ihrer Gehöfte und Herden, wird verdrängt. Odin, der ursprünglich Leichengott war, dann der Gott des abenteuernden, ständig kriegsführenden Wikingers, tritt an seine Stelle. Ein schlechter Ersatz für den treuherzigen Thor, denn Odin ist wankelmütig und tückisch, ungerecht und streitsüchtig. Selbst Walhall wird eine Stätte der Friedlosigkeit: „Nicht war dieses Heer heiteren Sinnes, das nach Walhall wandern sollte," singt erschütternd das Hakonslied. In diesem Kriegerhimmel werden sich nicht einmal — wonach jeder germanische Bauer zuerst gefragt hätte und, falls ihm die Frage verneint, verzichtet hätte — die Sippen wiederfinden.

So blüht aus der Verdüsterung des Gottesbegriffes und der Jenseitsauffassung der Schicksalsglaube zu einer die Religion zerstörenden Macht auf. Während der ältere, ganz in den Gottesglauben eingebettete Schicksalsglaube die germanische Tapferkeit bis zu ihrem höchsten Gipfel reifen ließ, bekam der spätere, da ihm der religiöse Hintergrund fehlte, immer fatalistischere Züge. Selbst die Götter sind dem Schicksal verfallen: „Ragnarök" nannte der Germane den Untergang der Götter, das heißt aber „Schicksal der Herrschenden".

Diese Skepsis wird dann zum (vielfach belegten) Unglauben: sogar das Wort „godlauß" (gottlos) findet sich. Die Folgeerscheinung dieser „Gottlosigkeit", des Zusammenbruches des alten Glaubens, ist bei den Edleren der Versuch einer Ersatzreligion im Sonnenkult der Urväter. Ergreifend zeigt die Sehnsucht das alte Sonnenlied (Bolarljod) aus der Zeit von 1000, in den christliche und heidnische Vorstellungen nebeneinanderstehen. Man ist versucht, es als Adventslied des Germanentums zu bezeichnen. Ein alter Isländer schildert in einer Art Vision aus dem Jenseits herüber dem noch lebenden Sohn seinen eigenen Tod mit dem Bilde der untergehenden Sonne:

„Die Sonne sah ich, den schönen Tagesstern
In der Sturmwelt Tiefen tauchen.
Der Hölle Pforten hörte ich drüben
Donnernd dröhnen.
Die Sonne sah ich, schaurig, blutig gestreift,
Fast werd ich der Welt entrückt.
Glorreicher schien sie mir zu glühen,
Als ich sie je gesehen.
Die Sonne sah ich, da schien es mir,
Als sähe ich den gütigen Gott.
Die Leuchtende grüßt' ich zum letzten Male
Mich ihr neigend hinieden."

Mit dem Schwinden höheren Glaubens treten religiöse Spätformen hervor, Furcht vor Gespenstern, Zaubereien, Widergängern.

So ist die immerhin sehr bedeutsame Feststellung zu machen, daß der Einbruch der niederziehenden Mächte in die religiöse Welt des Germanentums vor der Wende zum Christentum schon erfolgt ist und so diese Wende verständlich macht. Wie sieghaft mußte die Frohbotschaft des Christentums in diese Finsternis strahlen: „Der Christengott ist mächtiger", dieses Motiv finden wir immer wieder. Noch wirksamer war, daß es Aufschluß über die Lebensfragen und ein trostreicheres Jenseits als Walhall gab. Dazu kam das Beispiel der Missionare und Glaubensboten, wie es Kolumban, Bonifatius, Sturmi, Gregor von Utrecht, Adalbert von Corbie, Ansgar gaben. Da sind Berichte in nordgermanischen Quellen von großartiger Haltung dieses oder jenes Bischofs. Doch auch gegen Versagende drang die Frohbotschaft vom „weißen Krist" durch. Ein wichtiges Moment ist das Beispiel der Uebertritte der Fürsten und Herzöge, das den Uebertritt der Gefolgschaft nach sich zu ziehen pflegte.

Das Germanentum, dessen Religion schon völlig entleert war, fand im Christentum seine Erfüllung. Der Eingang des christlichen Geistes aber in das germanische Wesen schuf erst — und davon legt dieses Buch immer wieder großes und lebendiges Zeugnis ab — die Deutschheit.

Talisman und moderne Zauberei

Von Phil. Schmidt S. J.

Der Mensch bleibt in irgendeinem Winkel seiner Seele Kind, Kind mit allen Zweifeln, Aengsten, Sorgen, mit allen Luftschlössern und Träumen der Kindheit. Und all diese Aengste oder Träume züchten ein Gewirr seltsamsten Aberglaubens nicht nur beim gewöhnlichen Volke, sondern auffallend stark bei Zivilisationsmenschen, bei hohen und höchsten Persönlichkeiten, bei Prominenten, Filmstars, Künstlern aller Art. Wo immer Menschenleben aus dem Bereich der unproblematischen Sicherheit herausgerissen wird, wo es den tausend Tücken des immer wiederkehrenden ungnädigen Zufalles stark ausgesetzt ist, nimmt es in gesteigerter Angst- und Notlage seine Zuflucht zu Dingen und oft winzigen und kleinsten Sächelchen, die in gewöhnlichen Lebensverhältnissen belanglos sind, die aber dann ihre größte Bedeutung erlangen sollen, wenn sie der Glaube an ihre glücksbringende und unheilbewahrende Kraft einreiht in die große Bannwelt der Suggestion. So erklärt sich wohl der Glaube, Talisman und Amulette, den wir bei allen Völkern der Erde seit urältesten Zeiten finden, angefangen von Steinen mit primitiven Bildern des Urmenschen bis zur raffiniertesten Form der modernsten Juwelierkunst. All diesen Trutz- und Zaubermitteln liegt ein Gedanke zu Grunde: der Glaube an das an sie gebundene Glück.

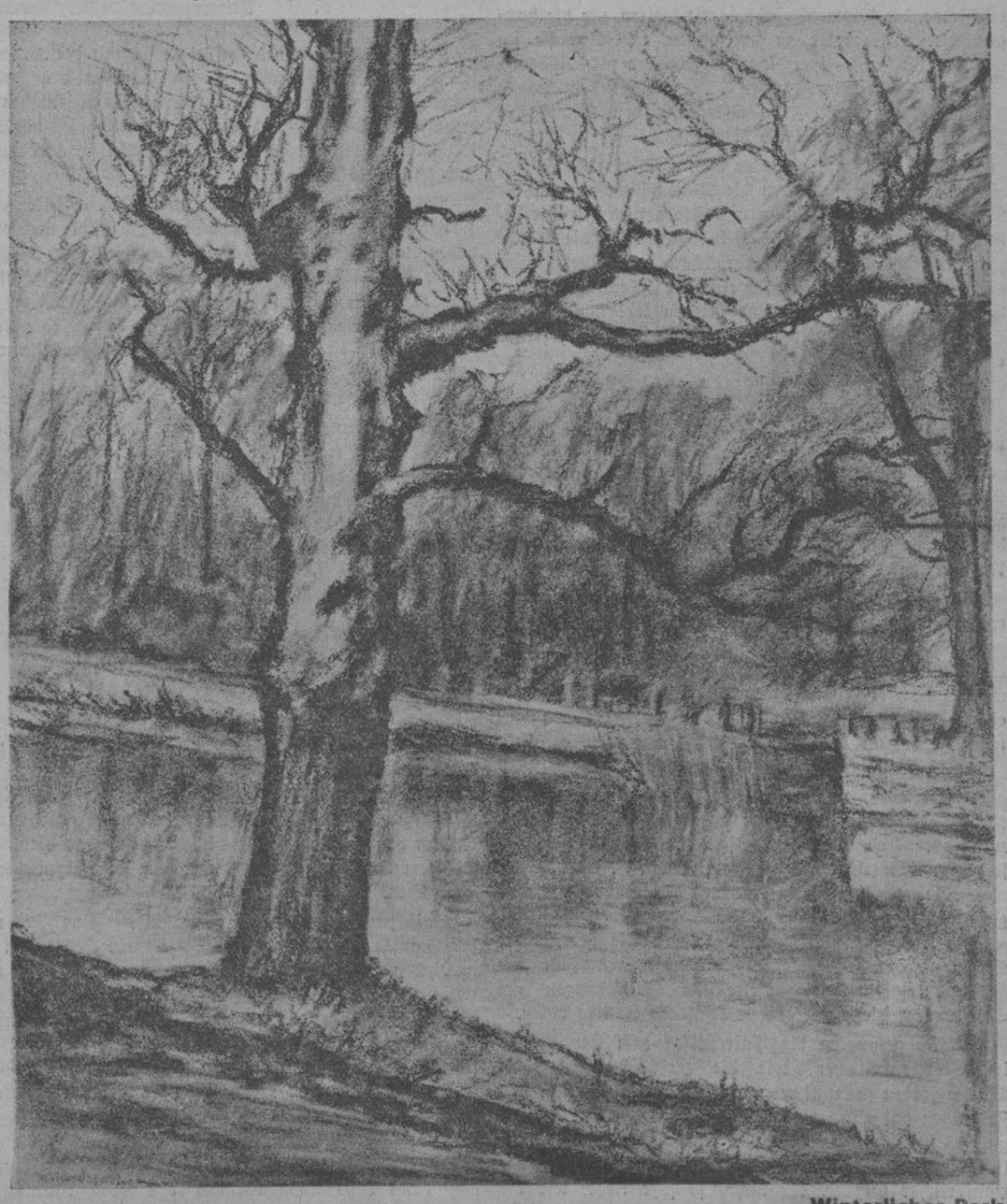
Die ältesten Formen solcher Zaubermittel sind wohl die Skarabäen der alten Aegypter, eine Mistkäferart der Mittelmeerländer, die als heilig galt. Heute ist der Skarabäus wieder zu Ehren gekommen. Jeder Juwelier der Großstadt muß ihn heute auf Vorrat haben, als Talismananhänger. Im alten Babylonien, der Heimat der Astrologie, hatte fast jedes Gebäude sein schützendes Tierkreiszeichen. Die Römer trugen Amulette aus Stein, Horn, Metall, Pergament mit Inschriften gegen Zauber, Krankheiten, Verwundungen und körperliche Schäden. Der moderne Mensch schafft sich Talisman ganz persönlicher Art. Beim Autofahrer prangt auf dem Kühler das Hufeisen und am Stückfenster des Wagens irgend ein Maskottchen. Es gibt auch Flieger, die an die Kraft seines Talismans glauben. So nahm Freiherr von Hünefeld auf dem glücklichen Ozeanflug der „Bremen" ein goldenes Teufelchen mit und einen vierblätterigen Klee. Die Rekordfliegerin Amy Johnson hatte auf ihrem Flug von Tokio—London unter andern unzähligen Talismane einen jungen sibirischen Wolfshund. Der englische Flieger Graham White band einen roten Sammetschal an seine Maschine, der Atlantikflieger Charles Lindbergh wickelte einen Schal um das Steuerrad seiner Maschine.

Bei Künstlern ist der Talismanglaube oft in grotesker Form verbreitet. So berichtet eine Zeitung von einem bekannten Charakterdarsteller, daß ein Kollege ihn vor der Premiere von Bruckners „Elisabeth" „höflich dreimal bespucken" mußte. Greta Garbo glaubt an einen glückbringenden, in Gold gefaßten Kiesel, eine andere Filmschauspielerin an ein altes weißes Kindertaschentuch und ein Filmprominenter an ein kleines Bleistiftstümpfchen, das aber kein Messer berühren darf, um es zu kürzen. Eine bekannte Filmkünstlerin schwört auf ihr „Berührholz", ein Püppchen mit schwarzem grotesken Holzkopf. Roda-Roda ist nicht zu bewegen, bei seinem Auftreten eine andere Weste zu tragen als eine knallrote. Nur sie bringt ihm Erfolg. Die Novembernummer des „Neuen Wiener Journals" berichtete von den seltsamsten Talismanen, die auf den grünen Tischen der Prunksäle des Spielkasinos in Deauville neben den Spielern als Glücksbringer liegen, so Schnurrbarthaare des Tigers, Hufeisen, Haarbüschel, ausgestopfte Eidechsen, durchlöcherte Geldstücke, Hosenknöpfe, Tigerzähne, ein See-Aal usw. Als vor einigen Jahren eine berühmte Schauspielerin durch ihren eigenen Schal, der sich im Rade ihres Autos verfangen hatte, erwürgt wurde, kaufte eine Dame um 40 000 Francs diesen Schal, und wenn sie seitdem in Monte Carlo spielt, hängt er andächtig als Talisman um ihre Schultern.

Kaiser Wilhelm II. soll stets ein kleines Stückchen „materialisierten" Schleiers in einer kleinen goldenen Kapsel bei sich tragen, welches ihm in einer spiritistischen Sitzung von dem Medium überreicht wurde. (Weltpolit. Rundschau 1. 11. 34). Ein ganz seltsames Porte-Bonheur, wie der Franzose seinen Talisman nennt, trug seinerzeit der alte König Viktor Emanuel, der Großvater des jetzigen italienischen Königs. Jedes Jahr ließ der König den Nagel eines Zehes lang wachsen, um ihn am Silvesterabend abzuschneiden und in Gold fassen zu lassen. Diese Maskotte trug er dann das ganze Jahr bei sich, bis sie am letzten Tage des Jahres der schon ansehnlichen Sammlung dieser sonderbaren Dinger einverleibt wurde. Ja, das Seelenleben großer Persönlichkeiten ist oft ein Gewirr verworrenster Ideen und krausesten Aberglaubens. Man sehe sich nur einmal die Auslagen eines vornehmen Juweliergeschäftes in einer Großstadt an, um zu erfahren, welche seltsamsten glückbringende Zeichen der moderne aufgeklärte Mensch braucht, um sich hieb- und schußfest zu machen gegen unholde Mächte. Der Kulturmensch lächelt darüber, wenn ein Dorfmädchen eine Mariemedaille am Hals trägt und erblickt darin „dunkles Mittelalter", während er seine angeborene religiöse Sehnsucht in den lächerlichsten Dummheiten eines blinden Aberglaubens vergewaltigt. Gerade „in den höher gebildeten Ständen", sagt der protestantische Professor Wuttke, „ist der Unglaube das fruchtbare Feld, auf welchem der Aberglaube sehr bald üppig emporwuchert." (Der Volksaberglaube, S. 487). Aber

„so ist die tolle Welt! Sie läßt
vom leersten Schwätzer sich den Glauben,
ihr bestes, schönstes Kleinod rauben;
den Aberglauben hält sie fest." (Fr. W. Weber.)

Der wahrhaft religiöse Mensch braucht im Lebenskampf keine Talismane und magische Schutzmittel gegen unholde Mächte und gegen die Gunst und Ungunst unbestimmter Schicksalskräfte. Menschenlebensaufgabe ist es, das Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und die Gaben der Natur und Gnade zu gebrauchen im Dienste Gottes.



Winterlicher Park

Westfälische Reiter im Weltkrieg

Mit den Paderborner Husaren an der West- und Ostfront

Von Dionys Meyer

(Nachdruck verboten).

7)

In den Abendstunden bläst der Trompeter zum Sammeln. Beim ersten metallenen Klang spitzen die alten Schwadröner die Ohren, wiehern, und dann geht es hussaa . . . hussaaaa . . . Kartuffel, Kartuffel, Kartuffel, den heimatlichen Ställen zu. Oft benutzen die Pferde — oder war es Absicht der wachenden Husaren??? — die Dorfstraße von Worokoml als ihren Heimweg. „Hussaa, hussaaaa . . . Kartuffel . . . Kamuffel . . . Panjes türmen von der Dorfstraße, Wachtmeister schimpfen und toben und zücken die Kladde, Fahnenschmiede ringen die Hände und fluchen, Madkas sperren Augen und Mäuler auf und reißen die Kinder an sich . . . Immer wilder wird die Jagd . . . Die Eisen fliegen hoch im Bogen . . . Türen werden aufgerissen . . . Hussaaa . . . hussaaaa . . . machen die alten Husaren vor ihren Quartieren und grinsen übers ganze Gesicht und freuen sich der prächtigen Kavalkade a la Wild-West und des gelungenen Streiches.

Nur zu oft fehlen des Abends Pferde. Sie haben das Signal überhört oder den Anschluß an die Herde nicht gefunden. Meist sind es Ankaufspferde mit mangelnder militärischer Disziplin, die nun in den Wäldern umherirren und erst in der Nacht den Weg nach Hause finden. Da heißt es: suchen . . .! Suchen in der Dämmerung, bis der Schwerenöter gefunden! Die alten Husaren haben darin ihre Erfahrung und ziehen es aus diesem Grunde vor, statt den Racker zu suchen, am Vorwerk mit den hübschen Panienkas ein paar Stündchen zu plaudern. Die alten Husaren . . . hm . . . ja . . . sie haben ihre Erfahrung in allem. Sie sind gewitzigt durch den Krieg und haben eine beneidenswerte Ruhe . . . die ein langes Leben und das Himmelreich verheißt.

Eine Kunde ganz seltsamer Art kommt vom Divisionsstabsquartier in Derewek . . .! Eine Kunde, die die Husaren kaum weiterzugeben wagen, so niederschmetternd ist sie, so erdrückend und herzzerreißend zugleich . . . Die Pferde der 9. K. D. werden in 14 Tagen an die deutsche Landwirtschaft abgegeben. . . .

Die Botschaft nimmt ihren Weg in die Stellung . . . Den Reitern erstarrt vor Schreck das Blut, und ihr Herz bleibt für eine Sekunde stehen. Bald folgen beruhigende Meldungen, dann jagt wieder ein Gerücht das andere . . . bis zuletzt die Schreckenskunde Tatsache wird, die Pferde werden abgegeben . . . und wir . . . werden . . .

Niemand wagt den Satz zu Ende zu sprechen, aber sie alle wissen, die glanzvollen Tage der Heeresreiterei sind gezählt . . .

Das letzte Reiterhalali ist in den Sümpfen am Ver-klingen . . .

Das Storchennest am Stochod

Seit Morgengrauen schleuderten Deutsche und Russen einander ihre glühenden Eisenkoffer an die Köpfe. Da, mitten im wilden Schlachtengetümmel, als Iwan gerade ein Vesperpause in seine Kanonade einschob, hoben die Husaren die blonden Häupter, um über die Gräben die nähere Ursache zu ergründen. Und während sie so atemlos das Vorfeld und das kleine Wäldchen am Stochod betrachteten, die Blumensträuße bereit hielten, um die hochgewachsenen Georgier zu empfangen, erblickten sie im Stochodwäldchen — sprachlos vor Staunen und Rührung zugleich — ein Storchennest. . . . und auf dem Rande Freund Adebar mit Frau Gemahlin, den Kampf der Menschen von hoher Warte betrachtend.

Die jüngsten Husaren unter uns, eben aus der Heimat eingetroffener Ersatz, denen die Rokitnosümpfe mit ihrer Mannigfaltigkeit an Fauna und Flora noch ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bedeuteten und die Störche und Kraniche nur aus Bilderbüchern und Zoologischen Gärten kannten, vergaßen für ein paar Sekunden Männerkampf und Männermord und blickten lediglich auf das Storchennest und deuteten diese ideale Nachbarschaft als ein gutes Omen.

Sie sollten sich nicht getäuscht haben.

Die Kämpfe ebbten ab und die Patrouillentätigkeit begann.

Freund Adebar schwebte in kühnem Fluge über die Stellungen. Zum Frühstück ließ er sich bei Iwan nieder, zum Diner und Souper bei den Deutschen und hielt über die Gräben hinweg mit den streitenden Parteien gute Nachbarschaft.

Die täglichen Kunstflüge dicht über den Stellungen erfreuten die jungen Soldaten und mehr denn einmal versuchten sie, diese kühnen Segler auf die Platte zu bekommen, stets mit negativem Erfolg. So blieb das Bewundern dieser selten schönen Tiere aus der Ferne die einzige Erholung, die den jungen Menschen in der Eintönigkeit des Grabens und der endlosen Steppe verblieb.

Der Herbst hielt seinen Einzug in die Sümpfe. Unterm glasklaren Himmel schwebten die kühnen Segler, um sich für die weite Reise zu rüsten und die jüngste Brut einzufliegen. Und eines Tages saßen Freund Adebar und seine Gattin nachdenklich auf dem Neste . . . tags darauf waren sie verschwunden. Sie waren nach Südosten davongeflogen.

Die Temperatur sank. Schnee und Eis bedeckte die Stochodniederung. Mit einer flaumigen Schneedecke verhüllt, bildeten sich die pittoresken Verzierungen am Storchennest, die dem Zeichner lohnende Motive boten.

Täglich gelangten die Patrouillen zum Storchennest im Storchenwäldchen, wie die zerschossenen hundert Bäume fortan genannt wurden und legten einen Packen Zeitungen auf einen Baumstumpf neben der Brücke. So ging es den ganzen Winter hindurch. Iwan holte pünktlich die Liebesgaben ab und zeigte sich als ein ganz manierlicher Gegner, der nichts so sehr liebte wie die Ruhe.

Eines Tages hielt der Frühling seinen Einzug in die Sümpfe. Die Schneedecke schmolz vor der Märzensonne und die Stochodniederung glich einem Binnensee. Freund und Feind benutzten Flöße, um in die Gräben zu gelangen. Bald kamen die ersten Zugvögel. Die Posten atmeten erleichtert auf. Die Mannschaften schloßen im geheimen Wetten ab, ob Freund Adebar wieder seinen Horst bezieht oder ob ihm das Donnern der Geschütze die Heimat derart verleidet hat, anderswo ein Unterkommen zu suchen.

Schon in frühester Morgenstunde machten seltsame Stimmen im Storchenwäldchen den Posten aufmerksam, die Ohren zu spitzen. Und gleich darauf klangs durch die Gräben: „Hallo . . . Hallo . . . Freund Adebar ist da." Alles eilte aus den Unterständen in die Gräben und richtig, da standen sie auf dem Storchennest und betrachteten die alte Heimat, die teilweise in Trümmern lag.

Selbst Iwan reckte den Hals aus den Gräben, den alten Freund zu begrüßen, der im Mütterchen Rußland sich größter Verehrung erfreut und dem selbst Rohlinge ihren Schutz nicht versagen.

Das alte Heim wuchs. Wie Zimmerleute bauten und flochten die arbeitsamen Bauherren Reisige und Weidenruten in das windschiefe Nest. Und nach drei Wochen brütete bereits die Gattin und der Herr Gemahl deckte seiner Ehegenossin den Tisch mit den Leckerbissen aus Sumpf und Moor. Und nach weiteren vier Wochen reckte bereits die junge Brut die kahlen Hälse über die Brüstung, nach Aetzung schreiend.



Das Viergespann

Zwei junge Husaren bewaffneten sich mit der Kamera, schlichen ins Revier und bezogen tagsüber den Horchposten, um von hier aus das idyllische Familienleben zu erlauschen und die besten Motive im Bilde festzuhalten. Bei dieser interessanten Tätigkeit wurden sie aber müde und schliefen ein . . .

Plötzlich weckte sie lautes Geklapper . . . es schien vom Horst zu klingen . . . und während sie die Köpfe nach oben hoben, sahen sie im Ginster zwei anschleichende Russen, in der Hand die entsicherten Handgranaten . . . Erst jetzt wurden sich die Husaren ihrer Lage bewußt und eine Sekunde lang dämmerte in ihrem Gehirn das gelobte Land — Sibirien — auf mit seinen Schrecknissen. Da verschwanden auch die Russen wieder . . . und die Husaren eilten beglückt und um eine Lehre reicher nach „Hause".

Das Storchennest behielt seine Bedeutung bei. Unter seinem Dache trafen sich Freund und Feind, als der Friedensengel durch die Lande zog. Und dicht daneben fielen die Verbindungsoffiziere der 9. K. D. (am 27. XI. 1917) während sie die Verhandlungen mit dem Gegner führten, einer heimtückischen Kugel des Feindes zum Opfer.

Pflanzen- und Tierleben in der Poljeßje

Zwischen Bug und Dnjeper — Brest Litowsk und Kijew — liegt das größte Sumpfgebiet Europas, ein Land so groß wie Bayern, das der Pripjet mit seinen unzähligen Nebenflüssen, Bächen, Kanälen und einem Gewirr von Rinnsalen entwässert. Zweimal ist die Ostsee mit dem Dnjeper und somit mit dem Schwarzen Meere verbunden.

Onie prowosko — Bugsky Kanal — Pina Bug und der Oginsky Kanal — Jasiolda — Schara — Njemen —, verbinden tatsächlich zwei Binnenmeere. Praktisch von untergeordneter Bedeutung — dienen sie doch nur beschränktem Floßverkehr und dann auch der Entwässerung — ist diese Wasserstraße doch umso bedeutungsvoller, als sie zwei Meere und zwei aufblühende See- und Handelsstädte — Danzig und Odessa — über weite Landstrecken verbindet.

Der nächsten Generation bleibt es vorbehalten, die bedeutungsvollste Wasserstraße Europas zu erweitern, so daß dann 3000 Tonnen-Kähne den Verkehr Danzig—Odessa nicht nur vermitteln, sondern diesen Weg auch um 6000 Kilometer verkürzen, zum Glück und Segen zweier großer Länder, die wirtschaftlich auf das engste miteinander verbunden sind.

★

Kulturfern und menschenarm ist dies unermeßliche Gebiet, das der russische Staat erst seit 1873 wissenschaftlich erforschen ließ. Kanäle wurden gezogen und durch diese Entwässerungsmethode viel Land und Wiesen gewonnen. Immerhin ist dieser erste Anhieb des russischen Staates ein Fortschritt, aber über Knüppeldämme, Bastschuhe und mittelalterliche Ackergeräte ist diese Kultur niemals hinausgelangt. Dafür ist das Gebiet dem Naturfreund, dem Weidmann und Forscher umso wertvoller, als das Naturleben sich noch ungehindert entfalten kann, und selbst durch den Krieg in seiner Entwicklung kaum beeinträchtigt wurde.

Eine laue Augustnacht . . .

In den alten Kiefern am Rande der Sümpfe braut der Nebel. Ein leiser Lufthauch hat seine oberen Schichten gepackt und verwischt sie in unklare Formen. Wo der Hochwald zu fester Dickung übergeht, herrscht undurchdringliche Nacht. Hoch über dem dichten Gestrüpp ragen die mächtigen Bäume und bilden ein großes Blätterdach. Dazwischen stehen tote Baumriesen — ein in Deutschland unbekannter Anblick — die die Herbststürme fällen und auf deren Leibern wilder Rosmarin wuchert. Die Fülle des aufdämmernden Morgens läßt dem Urwald alle Kräfte und Säfte entströmen.

An vielen Stellen weicht der Sumpfcharakter den mächtigen Barren von Dünen. Ihr Sand ist so frisch, so klar und rein wie an der Ostsee. Diese Sandbänke sind eine lebendige Erinnerung an die Tage grauer Vorzeit, wo noch das Meer seine Wellen über Wälder und Sümpfe schlug. Jetzt erheben sich auf den Dünen gewaltige Kiefern mit wolkenartig gebildeter Krone. Hier horstet der Schreiadler, der Reiher und an besonders unzugänglichen Stellen der scheue schwarze Storch.

In fester Dickung, behäbig sich suhlend, ruht der starke Keiler. Zum Schutze gegen die verheerende Mückenplage, bildet er eine harte Kruste Morastes über die dicke Schwarte, und nur des Nachts erhebt er sich, um Nahrung zu suchen. . . . Dann schmatzen und wühlen die Dickhäuter gefräßig im Laube und suchen Pilze und Eicheln.

Im tiefen Buchenwald ruft der gewaltige König des Urwaldes, der Riese unter den Hirschen, ein Rest aus grauer Vorzeit: der Elch. Heimlich war er während des ganzen Frühjahrs gewesen. Ungestört konnte er seinem Triebleben nachgehen. Noch donnerten keine Kanonen an den Ufern des Stochod und kein schallendes Echo drang in die unheimliche Stille des launigen Sumpfwaldes. Nun geht er auf die Wanderschaft. Seiner Riesenkraft sich bewußt, geht er keinem Ast aus dem Wege. Armdicke Erlen und Eschen brechen unter seiner Schalen scharfem und lastendem Tritt. Rastlos trottet er dahin, selbst des Menschen Spur nicht achtend, meilenweit durch die Nacht, die Artgenossen zu suchen. Fürchterlich klingt sein kurzer Brunftschrei durch die Stille der Nacht.

Hohe Binsen und palmenartige Farnkräuter bedecken den feuchten Grund. Der Wasserschierling, mit seinen dicken und hohen Stengeln, bildet dschungelartige Wälder im Kleinen. Hier lebt der Eichelhäher und sein Vetter, der Tannhäher. Auch der Wiedehopf und die Schnepfe sind im Vorfrühling hier zu Hause. Wildenten, Brachvögel und Bekassinen schwirren in Scharen über die Sümpfe; Kiebitze fliegen in taumelndem Flug durch die Lüfte und aus der nahen Waldkulisse klingt des Birkhahns eigenartiger Schrei. In diesem Eldorado führt Meister Reinecke ein Leben voller Freude und Lust, denn die Tafel ist stets reichlich mit Wildpret gedeckt.

Myriaden von Mücken aller Art erfüllen die Luft, und selbst der dichteste Schleier vermag den feldgrauen Weidmann nicht vor den Blutsaugern zu schützen. Der ruthenische Sumpfwald wird im Sommer zur Qual und zur Hölle für den auf einsamen Posten im unübersichtlichen Schilfmeer stehenden und ausharrenden deutschen Soldaten. Allzu leicht ist er der Infektion durch die Mosktos ausgesetzt. Erst an zunehmender Uebelkeit und steigendem Fieber merkt er die verheerenden Vorboten der Malaria, die ihn dann Wochen und Monate an das Lager fesseln.

Der Herbst zieht ins Land.

Die Mückenplage ist verschwunden. Ein hoher, klarer Himmel breitet sich weithin aus. Müder Sonnenschein lagert über den Wäldern. Glasklar aber ist die Luft. Ein neues Gewand hat der Wald angelegt. Die Blätter der Birke, des Ahorns, der Eberesche färben sich, zu Ehren des scheidenden Sommers in alle Schattierungen der Palette: vom hellsten Gelb bis zum leuchtendsten Purpur. Das weite Sumpfland, von der Abendsonne beleuchtet, erglänzt wie in weißen Nebel gehüllt. Es sind dies die Fäden der Wanderspinne, die sich über die Stoppelfelder breiten.

Ungeheure Schwärme von Zugvögeln ziehen in Geschwadern, keilförmig, schreiend, nach Südost. Die Schnepfe tritt ihre Wanderung an. Auf den Strohdächern rüstet Freund Adebar nebst Gemahlin zur Reise. Die Koffer sind längst gepackt, aber noch üben die Eltern mit ihrer jüngsten Brut den Dauerflug, gleiten über die weidenden Pferde hinweg, paarweise und dann wieder zu Hunderten. Kanonendonner hat sie weder erschreckt noch vertrieben, noch erhoben sie Protest über die vielen deutschen Soldaten, die neugierig ihren Kunstflügen zuschauten. Und eines Tages ist großer Appell. In einer Lichtung, inmitten der Sumpfwiesen, sitzen sie auf den Bäumen oder stehen im Sumpfgraben, Nahrung suchend, um sich für die weite Reise zu stärken. . . Dann erheben sie sich . . . in großen Scharen kreisen sie noch einmal über Worokoml . . . dann entschwinden sie nach Süden.

Jetzt findet das muntere Volk der Drosseln reichlich gedeckten Tisch. Da ist die Weindrossel und die Wacholderdrossel, die über die Wiesen hüpfen. Die Mandelkrähe, ein Mittelding zwischen Krähe und Häher, eilt in elegantem Gleitfluge von Baum zu Baum, von Telefonstande zu Telefonstange der Tiefe des Waldes zu. Durch die Zweige hört man ein langgezogenes „Schuhu". Das ist des Uhus dumpfer Glockenton. Auch er ist in den Wäldern der Polsejje ein heimischer Gast, und nur selten gelingt es einem, den grauen Nachträuber zu Gesicht zu bekommen. Die riesigen Wälder bieten ihm die letzte Daseinsmöglichkeit.

Was des Waldes Verborgenheit liebt, hält mich fern der Front, wo die Kanonen donnern. Nur den Wolf scheint der rollende Donner und das dröhnende Echo nicht zu stören. Wohl ist er im Gebiet der Polsejje nicht so zahlreich. Seine breite Klaue findet sich dennoch oft im Schnee abgezeichnet, und meidet er auch das Eisen, ausgelegter Kadawer überlistet ihn und macht es dem geübten Jäger leicht, ihn zu erlegen.

In diesem unermeßlichen Naturpark, mit tiefen Wäldern und spiegelglatten Sandseen, mit Wanderdünen und Sumpfwiesen, mit weißgekalkten Herrenhäusern und kilometerlangen, mausgrauen Reihendörfern, mit Raubwild und allem paradiesischen Getier, war der deutsche Soldat drei Jahre zu Hause und hielt nicht nur den Gegner der deutschen Grenze fern, sondern er zog auch den Pflug der Kultur durch ein Gebiet, das er vor dem Kriege nur aus Büchern kannte.

Ueberfall auf deutsche Parlamentäre bei Bereswitschi

(29. 11. 1917.)

Die russische Oktoberrevolution des Jahres 1917, die das unterwühlte Fundament des Kerenski'schen Staates zum Einsturz brachte und das unermeßliche große Reich, das sich über zwei Erdteile erstreckte, in seinen Grundfesten erschütterte, blieb nicht ohne Einwirkung auf die immerhin schon wankende russische West- und Südfront. Die Tragweite und Gefährlichkeit solch' jäher Weltumwälzungen beschränkte sich nicht nur auf die innerrussischen Revolutionszentren wie Moskau und Petrograd, sondern brandete wie ein zügelloser Steppenbrand über das ganze Land bis in das vorderste Horchpostenloch.

Der einfache russische Soldat, von einer mystischen Religiösität durchdrungen, sah dennoch das Zwecklose weiteren Kämpfens ein, pfiff schließlich auf alle Versprechungen zaristischer Offiziere und gut bezahlter demokratischer Agenten, die an den Fronten entlang reisten und zum Weiterkämpfen anfeuerten, nahm das Gewehr bei Fuß oder steckte die Bajonette auf die Wälle der Schützengräben und ging im Hinterlande spazieren.

„Wajennaja kaput" (Krieg zu Ende). „Itti do Domu" (Geh' nach Haus).

Von Front zu Front entwickelte sich gegen Mitte November im Bereich der 9. K.D., vornehmlich aber vor dem Stützpunkt 21, bei dem Rittergut Bereswitschi — darauf die Paderborner Husaren lagen — die persönliche Fühlungnahme von Mann zu Mann.

Mit Hilfe gut organisierter Propaganda: Zeitungen, Zeitschriften, Karikaturen und Lesestoff humoristischen Inhalts, wurde die Friedensarbeit wesentlich gefördert. Des Lesens kundige Soldaten lasen die Zeitungen in ihren Unterständen vor und weckten dadurch die Sehnsucht nach Weib und Kind.

In Verbindung mit dieser ersten Fühlungnahme vor Bereswitschi, spielte der Austausch deutscher industrieller Erzeugnisse, auf die der russische Soldat geradezu versessen war — konnte doch das naive Naturkind über ein nichtiges Taschenmesser in Verzückung geraten — eine wichtige und bedeutende Rolle.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Abenteuer

VON MAJOR TUDOR TREVOR

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten. Copyright by Centpress

11)

Wie ich einmal davonlief.

Aber ich sah ihn nur ein einziges Mal und da lief ich vor ihm davon. Ich war mit einer Patrouille von ungefähr sechzig Mann in der Nähe des Kafferntraals im Klerksdorp-Distrikt, als wir von etwa zweihundert Buren angegriffen wurden. Wir hatten keine nennenswerte Stellung inne und in fünf Minuten lagen ein Subaltern-Offizier und einige zwanzig Mann auf dem Boden und es blieb uns nichts übrig, schleunigst aufzusitzen und zu fliehen. Gerade als wir aufbrachen, kam ich an dem schwer verwundeten Offizier vorbei. Er war durch die Brust geschossen. Ich lagerte ihn so bequem wie möglich und legte ihm den Hut übers Gesicht. Indessen waren mir die Buren auf den Leib gerückt und indem ich mich umwandte und fortlief, erkannte ich de la Rey. Ich wußte nicht, ob sie auf mich schossen, ehe ich zu meinem Pferde gelangte. Es schien mir nicht so, aber dann zollten sie mir reichlich viel Aufmerksamkeit, bis ich in Deckung war. Gerade jenseits der Bodenerhebung, die uns zu Hilfe kam, griffen wir nun unsrerseits an und die Buren mußten das Feld räumen. Sie hatten unseren Toten und Verwundeten die Ausrüstung und auch die Stiefel weggenommen, weil sie selbst Mangel daran hatten, aber sonst hatten sie sie gut behandelt. Ich brachte den verwundeten Offizier in einen Ambulanzwagen, und obwohl sein Zustand sehr bedenklich war, fragte er mich, wer der Burenkommandant gewesen sei, und beschrieb ihn mir. Ich sagte ihm, daß es de la Rey gewesen sei und daß ich ihn kenne.

Den besten Hut für de la Rey.

„Wenn Sie ihm jemals wieder begegnen", sagte er, „geben Sie ihm in meinem Namen den besten Hut, den man bekommen kann!" Er konnte damals nicht mehr sagen, aber später im Spital trug er der Pflegerin auf, mich an den Hut zu erinnern und erzählte ihr, ein junger Bure habe ihm seine Ausrüstung und auch seinen Hut genommen, sodaß er ohne Schutz in die Mittagssonne schauen mußte. Er habe ihn daraufhin angerufen und als der Burenkommandant sah, was geschehen war, ritt er dem jungen Buren nach, verhielt ihn dazu, den Hut zurückzugeben, den Verwundeten bequem zu legen und ihm einen Trunk Wasser zu reichen.

Nach dem Kriege traf ich de la Rey und fragte ihn, ob er sich an die Episode erinnere. Er bejahte und ich kaufte ihm einen schönen neuen Hut. Ich fragte ihn auch, warum er nicht auf mich geschossen habe, als ich davonlief und ihm so nahe war, daß er mich beinahe niedergeritten hätte. Er antwortete:

„Sie schießen gewiß keine Rebhühner am Boden, ich auch nicht."

„Mir scheint, Herr General", sagte ich, „ich schulde Ihnen eine Flasche auf eigene Rechnung, nicht nur einen Hut auf Rechnung eines Kameraden."

Er erwiderte: „Ist Ihnen Ihr Leben nur eine Flasche wert?"

„Ich glaube, damals hätte man kaum so viel dafür gegeben, glauben Sie nicht auch?", sagte ich. Und wir tranken die Flasche zusammen.

Lord Methuen Gefangener de la Reys.

Ungefähr zu der Zeit, als ich das geschilderte Kriegserlebnis hatte, nahm de la Rey Lord Methuen gefangen. Methuen war schwer verwundet und im Burenlager bestand keine Aussicht, ihm sein Bein und sehr wenig, sein Leben zu erhalten. De la Rey befahl sofort, ihn unter der weißen Flagge in das englische Spital in Klerksdorp zu bringen, und zwar ohne irgendwelche Bedingungen. Die Mehrzahl der Buren war wütend.

„Wie? Sie hatten ihr Leben darangesetzt, einen englischen General gefangen zu nehmen und nun sollte er ohne Entschädigung ausgeliefert werden, weil er zufällig verwundet war? Niemals?" Sie drohten zu meutern, aber de la Rey setzte seinen Willen durch. Er schickte Methuen mit allem Komfort, der zu beschaffen war, ins Spital und sowohl er als die Buren hatten niemals Anlaß, dies zu bereuen, denn weder die englischen Truppen noch das englische Volk haben diese ritterliche Tat jemals vergessen.

Das nächste Mal sah ich de la Rey in der Nähe von Vereeniging gleich nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages. Es war ein Augenblick tiefster Demütigung. Er unterschrieb als einer der Ersten, und als er es getan, kam er vor das Haus und ging auf und ab mit dem Hut über den Augen, ein Bild der Niedergeschlagenheit. Auch die anderen kamen nach der Unterzeichnung schweigend heraus und sahen ebenso unglücklich drein. Da erschienen einige englische Offiziere und boten den Herren Erfrischungen an. De la Rey sah auf und mit einem Blick auf seine Kameraden brachte er mühsam folgenden englischen Satz hervor:

„Wir — sind — eine — verflucht — lustige — Gesellschaft — von — britischen — Untertanen!"

Sie hatten drei Jahre lang gekämpft und alles verloren, was sie an irdischem Besitz gehabt hatten, und waren nun kaum eine halbe Stunde lang englische Untertanen. Ich bezweifle, ob jemand einen so tapferen Scherz gemacht hat. Nicht einmal Karl II., als er seine Höflinge um Entschuldigung bat, daß er so ungebührlich lange zum Sterben brauche.

Während des ganzen Krieges hörte ich niemals von irgendeinem unfairen oder bedauerlichen Zwischenfall, bei dem de la Rey eine Rolle gespielt hätte. Er kämpfte bei jeder Gelegenheit tapfer und ehrlich und war mit den Seinen immer in der vordersten Reihe.

De la Reys Tod.

Wir, die wir gegen ihn gedient hatten, haben uns oft seiner erinnert, während wir in Westafrika gegen die Deutschen kämpften. Denn am 15. August 1914, bald nachdem in Europa der Krieg erklärt worden war, wurde das Land durch die Nachricht von seinem Tode in die größte Aufregung versetzt. Die Umstände waren so eigentümlich und gaben so viel Anlaß zu allerhand Gerüchten, daß ein hoher Gerichtsbeamter beauftragt wurde, sie zu untersuchen und darüber zu berichten. Die folgende Erzählung stützt sich hauptsächlich auf diesen Bericht, ist aber eine freie Wiedergabe desselben und bringt auch Einzelheiten aus dem Munde des Volkes, die in einem juridischen Bericht keinen Raum finden konnten. Nach dem Burenkriege zeigte es sich, daß es unter den Buren zwei Parteien gab, obwohl beide wahrscheinlich den Idealen der „Afrikaner" gleich treu waren. Die eine Partei, unter den Generalen Botha und Smuts, betrachtete den Vertrag von Vereeniging als ehrlichen Kontrakt, an den man sich halten müsse. Die andere betrachtete ihn als erzwungen, und glaubte sich moralisch berechtigt, ihn bei der erstbesten Gelegenheit zu brechen. Die Mehrzahl der Buren hatte sich wahrscheinlich der zweiten Partei angeschlossen, wenn nicht der persönliche Einfluß General Bothas groß genug gewesen wäre, sie davon zurückzuhalten. General Beyers, der unter der Unionsregierung den Posten eines Oberkommandanten bekleidete, gehörte der zweiten Partei an. Der deutsche Kaiser hatte ihn einmal eingeladen und ihn sehr schmeichelhaft behandelt. De la Rey war nach General Botha der einflußreichste Mann im Lande. Er war kein Politiker. Er war ein tapferer Mann, der besiegt worden war, aber er war auch ein Mensch, den ein Vertrag etwas bedeutete und aus diesem Gefühl heraus schloß er sich erst dem General Botha an, ganz entgegen seiner persönlichen Neigung. Nun lebte ein Seher oder Prophet in der Nähe von de la Rey, dem dieser unbedingt vertraute.

Die Visionen des Nicolaas von Rensburg.

Er hieß Nicolaas von Rensburg. Er interpretierte seine Gesichte fast niemals selbst, aber sie wurden im ganzen Lande herumerzählt und jeder deutete sie sich nach eigenem Gutdünken. Unter diesen Umständen wäre es seltsam gewesen, wenn nicht einige von diesen Deutungen in Erfüllung gegangen wären. Jahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges wurden zwei Visionen von Rensburgs von einem Ende des Landes zum anderen erzählt. Die eine war ein Kampf zwischen sechs großen Stieren. Sie zerstampften die ganze Erde, so daß man nichts sah als Blut und Staub. Endlich ging ein grauer Stier, wenn auch schwer verwundet, als Sieger aus dem Kampfe hervor. Die zweite Erscheinung war eine tiefschwarze Wolke. Darauf erschien hell beleuchtet die Zahl fünfzehn. Aus der Wolke tropfte Blut, Blut und wiederum Blut. Dann tauchte aus dem Blute de la Rey hervor mit entblößtem Haupte und gefolgt von einem Wagen voll Blumen. Die erste Vision deutete auf einen Weltkrieg, aus dem Deutschland erschöpft, aber siegreich hervorgehen sollte. Die zweite zeigte de la Rey als Sieger aus dem Kriege kommend. Die Zahl fünfzehn bedeutete entweder das Jahr oder den Monatstag seines Triumphes. Man kann nicht genug betonen, daß Tausende von Buren, besonders im westlichen Transvaal, an diese Prophezeiungen, wie an das Evangelium glaubten. Tausende glauben noch daran, nur meinen sie, daß sie falsch ausgelegt worden seien. Der siegreiche Stier war nicht grau, sondern khakifarben. Die zweite Vision deutete nicht auf de la Reys Triumph, sondern auf seinen Tod.

In Potchefstroom sollte zugleich mit einer Truppenrevue am 15 September eine Versammlung stattfinden. De la Rey war kurz vor diesem Termin in Kapstadt, kam aber nach Johannesburg. Beyers schickte sein eigenes Auto, um ihn nach Pretoria zu führen. Man erzählt, daß der alte General die Nacht vor seiner Begegnung mit Beyers vor seinem Bett auf den Knien liegend zubrachte, indem er in der Bibel blätterte, um Rat und Weisung aus ihr zu schöpfen. Wie diese Weisung war, können wir nur erraten; doch scheint er entschlossen gewesen zu sein, sich mit Beyers zu verbünden und in seinem sechsundachtzigsten Jahre nochmals die Waffen gegen seine alten Feinde zu ergreifen. Am nächsten Tage traf er Beyers und fuhr mit ihm in einem großen schwarzen Auto von Pretoria ab gegen Potchefstroom — der Rebillion und der Erfüllung jener Prophezeiung entgegen.

Um das Folgende zu verstehen, müssen wir Beyers und de la Rey nach Johannesburg vorauseilen.

Die Mörderbande Forster in Pretoria.

Seit Monaten wurde diese Stadt samt Umgebung durch eine Bande von drei Desperados in Schrecken versetzt, die man nach ihrem Anführer die Forsterbande nannte. Forster hatte schon acht Morde auf dem Gewissen. An dem Tage, an dem De la Rey nach Pretoria kam, beging er einen neunten. In den nördlichen Vorstädten von Johannesburg gingen zwei Bürger auf der Straße. Ein Mann ging an ihnen vorüber. Einer der Herren sagte: „Donnerwetter, der Mann da sieht dem Forster ähnlich."

Der Besprochene hörte die Worte, wandte sich um und erschoß den Sprecher.

Er schoß dann auch den anderen an und ließ ihn für tot auf dem Pflaster liegen. Der Mörder war wirklich Forster. Natürlich entstand große Aufregung. Die Polizeipatrouillen wurden verstärkt und mit Gewehren bewaffnet, aber weder der Forster noch seine Gefährten konnten aufgespürt werden.

An dem Morgen aber, an dem de la Rey und Beyers Pretoria verließen, wurden die Mörder gesichtet. In einer südlichen Vorstadt sah jemand drei Männer um ein schwarzes Auto herumstehen, das sie reparierten. Er glaubte in zweien von ihnen Forster und seinen „Leutnant" Maxim zu erkennen. Er lief so schnell er konnte zur Polizei, von wo man ihm einen bewaffneten Detektiv und einen Polizisten mitgab, die da die Sache untersuchen sollten. Der Mann, der die Meldung erstattet hatte, war vorsichtig. Er ging auf der gegenüberliegenden Seite der Straße und ließ den Detektiv und den Polizisten auf der Seite gehen, auf der das Auto stand. Es war noch da und die drei Männer arbeiteten daran. Als der Detektiv und der Polizist herankamen, blickte einer der Männer — es war Forster —auf. Blitzschnell zog er seinen Revolver und schoß beide nieder. Den Mann auf der anderen Seite der Straße sah er nicht und der tat wohlweislich nichts, um ihn auf sich aufmerksam zu machen. Die Desperados sprangen dann in das Auto — es war ein großer schwarzer Wagen — und fuhren mit größter Geschwindigkeit davon. Die Polizei wurde sofort alarmiert; alle Straßen, die aus der Stadt führten, wurden durch bewaffnete Polizisten abgesperrt, die den Auftrag hatten, alle Autos anzuhalten und, wenn nötig, auf die Insassen eines großen, schwarzen Wagens zu schießen, falls ein solcher aus der Stadt hinausfahren und nicht anhalten sollte. De la Rey und Beyers fuhren mit



Ziegenmutter

ihrem Chauffeur ahnungslos gegen Johannesburg, das sie auf dem Wege nach Potesstroom passieren mußten. Bei Orange Grove, dem nördlichen Eingang von Johannesburg, wollten die Polizisten sie anhalten, aber Beyers beugte sich aus dem Wagen und befahl dem Chauffeur, weiterzufahren und sich um nichts zu kümmern. Wahrscheinlich dachte er, daß man ihn verhaften wolle. Die Polizisten schossen aber nicht, weil ja das Auto in die Stadt fuhr, nicht aus der Stadt fuhr.

Der Zufall tötet de la Rey.

Beyers befahl dem Chauffeur, rasch durch die wenig belebten Straßen nach Langlaagte, dem westlichen Ausgang zu fahren. Er tat es, aber als sie hinkamen, versperrten ihnen auch dort bewaffnete Polizisten den Weg. Beyers gab Befehl, sie nicht zu beachten und mit höchster Geschwindigkeit zu fahren. Der Wagen sauste an den Polizisten vorüber. Es war ein großer, schwarzer Wagen mit drei Insassen und einer unleserlichen Nummerntafel. Die Folgerung war klar. Es mußte Forster sein. Der Polizeisergeant versuchte mit dem Bajonett die Reifen anzustechen, wurde aber zur Seite geschleudert. Da sprang er auf und schoß nach dem davonfahrenden Auto. Die Kugel traf den Boden und prallte ab. Sie drang durch den Rücken des Wagens in de la Reys Kleidung. Das Blei blieb in den Kleidern stecken, aber ein kleines Stück des Nickelmantels drang durch die Rippen ins Herz.

Der alte Krieger sagte ruhig: „Das war ein Treffer," und fiel tot nach vorne. In den sechsundachtzig Jahren seines Lebens war er ein ritterlicher Gentleman. Er ist es im Tode geblieben.

Die Tragödie dieses Tages war mit de la Reys Tod nicht zu Ende. Ein Arzt, der auf einer anderen Straße ebenfalls in einem schwarzen Auto aus der Stadt fuhr und nicht anhielt, wurde auch erschossen. Später fand man ein großes schwarzes Auto zusammengeschossen am Straßenrande Es war das Auto. Die Banditen wurden in einem alten Bergwerk am Abhang eines Hügels aufgespürt. Sie eröffneten sofort das Feuer auf die Polizei. Ein Kordon von Gewehrschützen wurde um den Eingang der Höhle gezogen, aber außer Reichweite für Revolverschüsse. Sie hatten Befehl, auf alles zu schießen, was sich am Eingang der Höhle zeige. Andere Polizisten besetzten das vorspringende Dach der Höhle und schickten um reichliche Mengen Dynamit, um die Insassen in die Luft zu sprengen, wenn sie sich nicht ergeben wollten.

Forsters Bande tötet sich selbst.

In diesem Augenblick erschienen Forsters Frau und Eltern auf der Bildfläche Es waren hochanständige Leute. Forster war früher Bankbeamter. Seine Angehörigen flehten nun die Polizei um die Erlaubnis, in die Höhle zu gehen, sie wollten ihm zureden, daß er sich ergeben möge. Sie riefen ihm zu und er antwortete und bat, daß man sie zu ihm lassen möge. Die Polizei erlaubte es und sie gingen hinein. Sie blieben zwei Stunden; dann kamen die Eltern allein heraus, die Gattin hatte sich entschlossen, bei ihrem Manne zu bleiben und sein Schicksal zu teilen.

Die Polizei war unschlüssig. Die Nacht mußte bald hereinbrechen. In der Dunkelheit konnte die Bande einen Amoklauf riskieren und vielleicht entkommen. Gewiß würden dann mehrere Leute getötet werden. Aber sie konnten doch nicht eine Frau in die Luft sprengen. Sie alle hatten Explosionskatastrophen oder die Wirkung von Explosionsgeschossen gesehen. Was war zu tun? Sie bereiteten die Dynamitpatronen und die Lunten vor. Da wurde die Frage plötzlich ohne ihr Zutun gelöst. Sie hörten aus der Höhle rasch nacheinander vier Schußdetonationen. Sofort stürzten sie hinein. Drinnen herrschte Dunkel und Schweigen. Forster hatte seine Frau erschossen. Dann hatte Maxim das dritte Mitglied der Bande erschossen. Schließlich hatten Forster und Maxim sich gegenseitig niedergeknallt.

Forster hatte sich einmal vor Gericht gebrüstet, daß seine Kugel nie ihr Ziel verfehle. Er hat diese Behauptung noch im Tode erhärtet. Seine Frau und seine Mutter hatten ihn geliebt: Möge das zu seinen Gunsten sprechen.

Kann man Pfauen essen?

Einmal, als ich bei Botha Tee trank, kamen wir auf Pfauen zu sprechen. Frau Botha klagte mir, daß sie vor dem Kriege auf ihrer Farm eine ganze Schar Pfauen besessen hatte, die von den „Tommies" vernichtet worden seien. „Warum haben sie diese armen Tiere getötet? Sie konnten sie doch nicht essen!" Nun war ich selbst leider einer von diesen „Tommies" gewesen. Ich hatte mindestens vier Pfauen an meinem Sattelknopf hängen, als ich die Farm verließ, und habe gewiß drei davon allein verspeist. Sie schmeckten ganz vorzüglich. Ohne zu überlegen, rief ich aus:

„Aber, Frau Botha, man kann sie ausgezeichnet essen!" Dann erschrak ich über das, was ich gesagt, und begann eifrig von etwas anderem zu sprechen. Als ich am Abend aufbrach, folgte mir der General ins Vorzimmer und sagte mit einem listigen Augenzwinkern:

„Mein alter Freund, was wissen Sie von den Pfauen meiner Frau?"

„Ich habe mindestens drei davon gegessen und ich fand sie ausgezeichnet," erwiderte ich.

Er aber lachte hellauf: „Sie Feigling! Jetzt kommen Sie gleich herein und gestehen Sie das meiner Frau!"

„Nein, Sir, ich bin wirklich ein Feigling. Ich werde es nicht gestehen und Sie dürfen es ihr auch nicht sagen."

Ein Hund bewacht einen toten Deutschen.

Auf einem Rekognoszierungsritt traf ich während des Weltkrieges eines Tages mit meinem Freund Helgard zusammen, da holte uns eine Ordonnanz ein und meldete, daß in wenigen Schritten Entfernung von uns ein toter Deutscher läge, den man nicht bergen könne, weil sein Hund ihn bewache und niemanden heranlasse. Da Helgard und ich beide Hundeliebhaber waren, machten wir uns sofort auf den Weg. Da stand tatsächlich eine mächtige Dogge als Totenwacht und fletschte gegen jeden, der sich näherte, die Zähne. Wir hießen die Leute sich zurückziehen und begannen dem Tiere schön zu tun. Ich reichte ihm Wasser in meinem Helm, er trank es begierig, Helgard warf ihm Keks und Dörrfleisch zu, auch das nahm er von uns. Dann ließ er sich sogar streicheln und legte sich neben uns auf den Boden. Aber im Augenblick, da wir einen Schritt auf seinen Herrn zu machten, fletschte er die Zähne genau so grimmig wie zuvor. Alle Freundschaft mit uns war sofort vergessen, er duckte sich zum Sprunge, als wir versuchten, dennoch weiter zu gehen. Ich glaube, daß ich nie in meinem Leben einen Hund mehr bewundert habe, als diesen, und auch Helgard war ganz begeistert von ihm. Aber auf diese Weise kamen wir nicht weiter. Da hatte Helgard einen Geistesblitz. In wenigen Meilen Entfernung befand sich das deutsche Gefangenenlager. Vielleicht gab es dort jemand, der den Hund kannte. Wir ließen daher nur einen Mann zur Bewachung des Toten und des Hundes zurück und ritten davon. Im Lager fanden wir vier oder fünf Offiziere und einige zwanzig Mann beisammen. Helgard bat in äußerst höflicher Weise, den ältesten Offizier sprechen zu dürfen. Ein Major trat vor und fragte was wir wollten. Alle Lagerinsassen stellten sich um uns herum und auch die Wachsoldaten kamen neugierig herbei. Helgard erklärte die Situation und bat den Major, seine Leute zu fragen, ob nicht vielleicht einer darunter sei, der den Hund kenne und daher imstande sei, ihn von der Leiche wegzulocken. Da näherte sich ein netter Bursche. Er war tatsächlich der Bruder des Toten. Und der Hund ließ sich von ihm besänftigen und wir konnten die Leiche beerdigen. Helgard und ich hätten beide gerne den Hund übernommen, doch überließen wir ihn natürlich dem Burschen, und ich versprach ihm im Namen des Generals Botha, daß er den Hund behalten dürfe.

Der General dankte mir nachher, daß ich solch richtigen Gebrauch von seinem Namen gemacht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hasengeschichte

VON FRIEDRICH BISCHOFF

Die Geschichte, die hier erzählt wird, hat nur den Anschein des Erfundenseins für sich; sie ist so wahr, wie das Leben selbst, daß uns manchmal mit absonderlichen Sprüngen narrt, auch wenn es sich dazu, wie in unserm Falle, eines armseligen Hasen bedient.

Im Schlesischen, wo sich die Sache zutrug, lacht man noch heute darüber und in einigen Dörfern läuft eine Art Sprichwort um: „Wenn de und du hoast woas Unrechts getoan, bind dei Geld oan a Hoasen oan!" — Ja, so ist es, und so hat es sich auch zugetragen. Die rundliche Bauersfrau, die da ihr Wägelchen hinter sich herziehend vom Wochenmarkte der ländlichen Kleinstadt zurückkam, wird ihr Lebelang daran denken, obgleich sie in jener Stunde, da sie selbstzufrieden die Landstraße dahinstapfte, nichts anderes im Sinne trug, als den gewichtigen Markterlös durchzurechnen, den sie übersorglich, um ihn auch ganz nahe bei sich zu spüren, ins Umschlagetuch eingebunden trug. Es war kalt; der Januarwind ließ einzelne Flocken zwischen den Bäumen tanzen. Rot und frisch strahlte das Gesicht mit den winzigen Mäuseaugen, die ihren Vorteil zu erfassen verstanden, was es auch immer zu beobachten galt. Sie schien ein wenig sonderlich in diesem Betracht zu sein; wenn man im Dorfe herumhörte, erfuhr man darüber erstaunliche Dinge, daß ihr Mann unterm Pantoffel stand, nun, das war ja eher alltäglich zu nennen und es hatte vielleicht auch sein Gutes; daß sie ihn aus der Wirtsstube holte, wenn er sich schon einmal nach Feierabend zu einem Glase Bier hinzuschleichen getraute, fand die Lacher auf ihrer Seite, aber daß sie dem Mann und den Kindern hin und wieder den Magengürtel enger schnallte, nur so aus reiner Raffsucht, um die Pfennige in der Lad zu behalten, obendrein ehrbare Wandersleute mit Hunden hetzte oder sie arbeiten ließ und dann, ohne Entlohnung, weil sie gestohlen hätten, vom Hofe jagte —, das klang nicht mehr gut für eine wohlhabende Bauersfrau und wurde verständlicherweise von den Nachbarn nicht gerade freundlich vorgebracht. Wen es schert, erfährts: Sie führte trotzdem weiter mit Maß und Unmaß das Regiment im Hause, und so kam es, daß auch sie jetzt und nicht der Bauer vom Markte heimkam, der inzwischen zu Hause angestellt war, die Wäsche zu mangeln.

Noch besser wäre es freilich gewesen, ihn heute als Treiber dem Gutsherrn verdingt zu haben, überlegte sie, als ein blaffendes Geknall von Schrotschüssen hinter der Hügellände vernehmlich wurde, und bald darauf die Kette der Treiber mit Halloh und Hoh auftauchte und rechtsab von der Straße sich wieder zwischen den schneekrustigen, hartgefrorenen Feldern verlor. Sie schaute ein wenig hinüber und ließ sichs wohlsein bei allerlei nahrhaften Gedanken, wie man am Zweckmäßigsten, ohne zu zahlen natürlich und ebensoh ohne Unrecht zu tun, für den Dreikönigstag zu einem Wildbraten gelangen könne. Dann ließ sie das Wägelchen wieder anrollen und erwog im Wandern weiter, wie es angestellt werden müßte, und bedachte es so lange, daß ihr plötzlich ganz warm wurde und darüber wieder hungrig. Sie ließ sich am Straßenrande auf den Karren nieder, um einen Happen zu sich zu nehmen. Was da aus der Markttasche hervorkam, kannte ihr guter Mann sicher nur noch vom Hörensagen: Speckgetüpfelter Preßkopf und rosiges Rauchfleisch; auch Schweinesülzernes verschwand zwischen den gesunden Zähnen und, o Wunder, ein heller, wärmender Getreidekorn, den sie ihrem Manne aus der Hand geschlagen hätte, lief, wohlig auf der Zunge glucksend, hinter her und in den Schlund hinab.

Es hatte gut getan. Sie war zufrieden mit sich selbst und der Welt. Zur Plage der Tage gehört auch ein nahrhafter Trost. Die Weihnacht zwar hatte ihr diesen Spruch nicht beschеert; da hatte es, ihrer Meinung nach, genug der Plagerei mit Mann und Kindern gegeben, weil sie lungern wollten und das Faulbett hüten, anstatt das Christkind mit tüchtiger Mannsarbeit zu erfreuen.

Piff-paff, machte es wieder vor ihr, ziemlich nahe, und sie blinzelte hinüber: piff-paff, und da war auch drüben wieder die Kette der Treiber und nun sah sie auch die Jäger laufen und zwischen allen die todesängstlichen Hasen in rasendem im Schusse sich überpurzelndem Lauf. Da —, einer sprang durch die Kette, husch ins Gebüsch und den Hügel hinauf; als gelte es lebend in den Himmel zu kommen, so sprang er, sinnlos vor Angst, auf der Hügelhöhung in das dünne, rieselnde Winterblau hinein. Aber so sah es nur einen Augenblick aus, dann war er, mit einem Haken zu ihr hin, schon fort und die Frau wollte gerade die Röcke glatt streichen und belustigt aufstehn um weiterzuziehn, als plötzlich, sodaß ihr die Sinne im ersten Schrecken beinahe zu schwinden drohten, ein kugliches, weiches, warmes Etwas gegen sie sprang und zuckend in ihren Schoß sich kuschte und liegen blieb.

Als die Frau, die kaum sich zu rühren wagte, endlich das, was sich da in den Falten ihres Rockes verkrochen hatte, in Augenschein nahm, hatte sie längst erfaßt, was ihr da wie der Leibhaftige aufgehüpft war. Nur zu glauben vermochte sie es noch nicht, zu schwer schlug die Gier ihr ins Herz wie ein unvorstellbares Glück. Für den armen Lampe konnte das nicht gut ausgehn, der sich da unversehens einen Mutterschoß zur Zuflucht erkoren und mit blutendem Löffel darin verharrte als sei er Kindlein, welches das Märchen verzaubert hatte.

Ein Märchen war es für beide —, für die Frau im besonderen, aber für sie ein nüchternes, gleichsam entzaubertes Märchen, denn sie gedachte natürlich nicht das Hasenkind zu bergen vor Not und Tod. Der arme Lampe, der in den Himmel gesprungen war, fiel jetzt lebendig, man kann es nicht anders sagen, in die Dreikönigsbratpfanne hinein. Da halfen ihm vor der Frau weder die dunklen anklagenden Augen, noch der zitternde Schnurrbart, der auf und nieder stieg. Wer sieht im übrigen so etwas schon, wenn sich das Schlaraffenland, mir nichts dir nichts, am Wochentage auftut, und dazu noch einer Frau, die vom Feiertagsbraten geträumt hat.

Eh sich der Hase versah, hatten ihn die harten Fäuste schon bei den wunden Löffeln gepackt. Zuckend suchte er sich zu entwinden, jedoch die Frau war schneller. Sie wickelte ihm, was sie gerade vor sich hatte, das Umschlagetuch um den Hals und fesselte ihn dergestalt an das Geflechte des Wägelchens. Dann deckte sie eine Plane über den Kochtopfgefangenen, der sich anscheinend schon im Jenseits wähnte, denn er rührte sich nicht mehr.

Die Frau schaute zurück; die Treibjagd war längst von dannen; niemand hatte den Vorfall bemerkt, und obendrein war ihr ja der Hase auf jenem, wie sie meinte, rechtmäßigen Wege aus dem Ueberflusse zugekommen, nach dem sie so sehr vorhin gesucht hatte. Nun galt nur noch eines, nach Hause zu fahren, so schnell es ging, und die Beute in Sicherheit zu bringen. Das Wägelchen begann über die Eisschrunden der Landstraße zu rattern, daß es nur so eine Art hatte und die Frau selbst keuchte an dem Tragbande, als gelte es der Hölle zu entfliehen, womit sie, wenn sie daran gedacht, recht gehabt hätte.

Vor dem Dorfe angelangt, wollte sie noch einmal das Labsal ihres Magens lebendig unter der Plane betrachten; es mußte sein, es war ihr ins Gesicht geschrieben. Sie schmunzelte, lüpfte einen Zipfel zuerst und sah das weiße Hasenschwänzchen. Das Wasser lief ihr im Munde zusammen. Nun wollte sie sich natürlich auch an dem übrigen erlaben, an dem weichen Fell, (das auch sein Teil erbrachte), an den Läufen und —, sie sah ihn schon im Geiste gespickt— dem besonders erfreulichen Hasenrücken.

Sie zog die Plane zurück, da sah sie den Hasen hocken, die Löffel abwärts, die Augen zu ihr hinauf, das karierte Umschlagetuch, als hätte er Zahnweh, zum Halse zurückgeschoben. Da fiel es ihr ein, Herrhimmel, da ist ja das Marktgeld drin! Sie wollte gerade zufassen, da gab es einen Sprung und Husch vor ihrer jähen Bewegung, und der Hase flog, pardautz, mit einem Riesensatz über den Karrenrand und in das Feld hinein. Die Zipfel des karierten Tuches wehten hinter ihm her und darin war das Geld, das gute in die Lade einzubringende nie mehr wiederzuerlangende Geld! Dort drüben sprang es mit Lampe, dem Hasen auf und davon! Die Frau rannte schon. Wie der Hase vorhin lief sie, als gelte es nun ihr Leben.

Aber Gott, der die Menschen und Tiere nebeneinander leben läßt nach gnädigem Plan, fand für die Bauersfrau in seiner Welt keinen tröstlichen Schoß bereit, wohl aber fand sich ein Tümpel, dünn mit Eis überzogen, in den sie hineinfiel, die Röcke über den Kopf geschlagen, so lang sie war und so breit.

Der Hase lief und lief. Vielleicht haben sich die heiligen drei Könige seiner erbarmt und mit dem Lösegeld an seinem Hals seine Jäger für alle Ewigkeit ausgezahlt.

Treff apportiert Hasen



Ein Hai, ein Mann und ein Hund

VON ERLING TAMBS

Der ehemalige Sportsmann Erling Tambs, ein Norweger, kaperte den Lotsenkutter Teddy, um mit seiner Frau Julie seine Hochzeitsreise durch den Atlant und die Südsee zu machen. Was sie auf diesem einzigartigen Abenteuer erlebten, ist der Inhalt seines köstlich humorvollen und spannenden Buches „Hochzeitsreise — aber wie! Im Lotsenkutter durch zwei Weltmeere". (Mit 42 Abbildungen und 2 Karten. Brockhaus, Leipzig). Wir entnehmen dem Buche ein Kapitel, das über einige Geschehnisse auf einem kleinen, weltverlorenen Südsee-Eiland, der berühmten Schatzinsel Kokos, berichtet, die die hochzeitsreisende Familie angelaufen hat.

Am nächsten Morgen nahm ich so viele Eimer und leere Petroleumkannen, wie unser kleines Dingi fassen konnte, und schickte mich an, an Land zu gehen. Von dem in die Bucht mündenden Bach wollte ich Wasser holen, um unsere Wassertanks wieder aufzufüllen. In der Hoffnung, gleichzeitig ein paar Kokosnüsse sammeln zu können, nahm ich auch ein Beil mit.

Leichten Herzens trat ich meinen ersten Ausflug zur Schatzinsel an; doch kaum hatte ich mich 20 Meter von der Teddy entfernt, als ich merkte, daß ich nicht allein war; ein großer Hai folgte meinen Spuren!

Haie sind in meinen Augen widerwärtige Scheusale, deren Verschlagenheit ich gut genug kenne. Niemals greifen sie an, ohne daß sie eine gewisse Sicherheit haben und ohne daß sie ihrem Opfer gegenüber entschieden im Vorteil sind. Es war mir gar nicht recht, daß dieser Hai mir folgte. Es war keine Gesellschaft für mich.

Ich legte mich stärker in die Riemen; er hielt mit Leichtigkeit Schritt; je schneller ich ruderte, um so bestimmter wurde er, bis er nach ein paar weiteren Riemenschlägen unter dem Boot verschwand.

Da ich wußte, wie leicht das kleine Boot umschlagen konnte, war mir recht unbehaglich zumute. Trotzdem ruderte ich unbeirrt weiter; da merkte ich, daß die eine Bootseite sich leicht hob, als der Hai längsseit heraufkam. In heftiger Aufregung ergriff ich das Beil und versetzte ihm damit eins auf den Rücken. Er schor in solcher Eile ab, daß er das Boot schließlich beinahe doch noch zum Kenntern gebracht hätte.

Ich sah ihn nicht mehr —, nur ein breiter Blutstreifen in dem klaren Wasser zeigte mir den Kurs, den er genommen hatte.

Seit diesem Vorfall ruderte ich niemals an Land, ohne das Beil mitzunehmen, und ich paßte gut auf, es greifbar in der Nähe zu haben, besonders wenn Julie und Tony mit im Boot waren.

Schon am nächsten Tag aber bereitete uns das Dingi wieder ein aufregendes Abenteuer.

Früh morgens war ich an Land gerudert, um etwas Eßbares aufzutreiben. Da die Palmen am Strande keine Kokosnüsse trugen, beschloß ich, in den Hängen welche zu suchen. Es war beinahe Hochflut, als ich landete; der Strand, der bei Ebbe bis 50 Meter trocken ist, stand vollständig unter Wasser.

Indessen zog ich das Boot hoch auf das Geröll unter den Büschen hinauf, verlängerte die Fangleine durch ein Stück starkes Tau und belegte es an einem bequemen Baum. Alsdann machte ich mich auf den Weg. Die Hänge erheben sich steil rings um die Bucht herum. Sie sind mit vielerlei Bäumen, Farnen und Gestrüpp bewachsen; dazwischen liegen umgestürzte, in Fäulnis übergegangene Baumstämme, die, von zähen Schlingpflanzen überwuchert, eine fast undurchdringliche Wildnis bilden. Mit dem Beil in der Hand bahnte ich mir meinen Weg.

Zuerst ging es sehr langsam. Der Aufstieg war steil, der Boden schlüpfrig und der Kampf mit dem Gestrüpp schwierig und ermüdend. Je höher ich jedoch hinaufkam, desto leichter wurde es.

Als ich die erste Höhe erreichte, lichtete sich der Wald; Schlingpflanzen und Unterholz wurden seltener. Ich fing an, an meinem Streifzug Spaß zu bekommen.

Die Pflanzenwelt war eine malerische Vereinigung der Gewächse Mittelamerikas und der Südseeinseln. Es gab da Baumfarne und Palmen mancher Art, Banyan, Pandanus und Hunderte andere Bäume, Orchideen und allerlei üppiges, großblättriges Kraut.

Der Morgen war noch immer frisch und die Luft von seltsamen und angenehmen Düften beschwert. Die Vögel waren fast alle zahm. Große Schmetterlinge flatterten umher. Ganz in die Umwelt versunken, hatte ich längst vergessen, was mich hergeführt hatte. Weiter und weiter ging ich; Feenreiche erschlossen sich meinen entzückten Blicken, erstaunliche Launen der Natur setzten mich in Verwunderung.

Von Zeit zu Zeit machte ich mit dem Beil Zeichen an den Bäumen, um den Rückweg zu finden. So legte ich meinen Pfad fest.

Auf diese Weise vergingen fast zwei Stunden, ehe mein Pflichtgefühl meinen Forscherdrang überwand und mich widerstrebenden Herzens zum Umkehren veranlaßte.

Den Rückzug zu finden, war keine Kunst. Ich folgte meiner eigenen Spur, und nach einer Stunde munteren Voranschreitens erreichte ich den Abhang, durch dessen raschelndes Laubwerk ich in der Ferne die Bucht und die Teddy vor Anker hindurchschwimmen sah.

Aber mir schien, als sehe ich noch etwas. Ich blieb nicht stehen, um mich zu vergewissern; dieses Etwas ließ mich die letzte Strecke den Hang hinab und durch das Dickicht in halsbrecherischem Tempo zurücklegen. Bald stand ich unter den Palmen am Strande:

Das Dingi war fort!

Es war also keine Täuschung gewesen; es war wirklich das Dingi, das ich vom Hang aus um die Landzunge verschwinden sah.

Ein einziger Blick zeigte, was sich abgespielt hatte. Es war gerade die Zeit des Mondwechsels; die Flut war ungewöhnlich hoch gestiegen; die Brandung hatt das leichte Boot erreicht und abgehoben. Wogen und Flut hatten die Fangleine an der scharfen Kante eines großen Steins nach und nach durchgerieben. Das Tau mit einem Teil der Fangleine hing noch an dem Baum, wie ich es festgemacht hatte.

Man stelle sich meine Lage vor!

Da draußen, 400 Meter vom Strand entfernt, lag die Teddy vor Anker, mit Tony und Julie an Bord.

Julie konnte nicht helfen. Aus eigener Kraft mußte ich an Bord, und zwar so schnell wie möglich, solange noch Aussicht bestand, das Dingi einzuholen. Hinschwimmen? Das war Wahnsinn. Die Bucht wimmelte förmlich von Haien; sie waren überall zu Dutzenden, zu Hunderten, zu Tausenden. Selbst hier dicht am Strande, wo das Meer nur zwei Fuß tief war, sah man ihre garstigen Rückenfinnen überall aus der Brandung auftauchen.

Vielleicht gelang es mir, die steile Klippe an der Ostseite der Bucht zu ereichen; aber selbst von dort aus hatte ich noch 200 Meter zu schwimmen, — und auch da wimmelte es von großen Haien.

Diese und hundert andere Ueberlegungen blitzten mir in viel kürzerer Zeit, als ich es erzählen kann, durch den Kopf. In Wirklichkeit hatte ich meinen Plan wohl in weniger als einer Minute gefaßt. Ich ging sofort daran, ihn zur Ausführung zu bringen. Zum Glück hatte ich immerhin das Beil!

Die beginnende Ebbe hatte schon einen Streifen weichen Sandes freigegeben. Trockenes Treibholz lag in Haufen dicht am Strande. In wenigen Minuten hatte ich einen anständigen Stoß zusammengetragen. Ich hatte nicht Zeit, mich um die Skorpione zu kümmern, die scharenweise aus den Lasten, die ich schleppte, heraus und auf den Sand fielen.

Junge Bäumchen gab's genug, ganz in der Nähe. Ich fällte eine Anzahl und band sie mit Kabelgarn zu einem Rahmen zusammen; das Kabelgarn lieferten mir das Tau und der Rest der Fangleine. Drei Bäumchen auf jeder Seite und vier als Boden ergaben eine Art flachen Korb. Den füllte ich mit leichtem Treibholz, wobei ich trotz aller Eile bestrebt war, den Rahmen abzustreifen. Als mein primitives Floß fertig war, war ich in Schweiß gebadet; er lief mir in die Augen und machte mich blind.

Aber das schwerste Stück Arbeit sollte erst noch kommen; ich mußte das stachelschweinähnliche Erzeugnis meiner Schiffsbaukunst flott bringen. Es widerstand meinen Bemühungen, als sei es im Boden festgerammt. Ich zerrte und zog. Ich heulte und fluchte. Mehrere Male mußte ich das Ding leichter machen und in tieferes Wasser schieben, ehe ich es wieder mit Treibholz füllen und die Stangen erneut befestigen konnte, die es oben zusammenhielten. Und dann kam plötzlich eine Welle und warf die ganze Geschichte wieder auf den Sand.

Endlich aber wurden meine Anstrengungen belohnt; mein Stachelschwein schwamm, und mit meiner Stange bewaffnet, gelang es mir, an Bord zu krabbeln.

Ich hatte eine ungefähre Ahnung von der Richtung der Strömung. Wenn ich mich ostwärts entlang stakte, so mußte ich schließlich an einen Punkt kommen, von dem aus mich die Tide gerade auf die Teddy zutreiben würde.

Anfangs ging alles ziemlich glatt, obwohl das schreckliche Fahrzeug jeden Versuch machte auseinanderzugehen; aber plötzlich sackte ganz unvermutet der Meeresboden weg. Nun konnte ich ihn nicht länger mit dem Staken erreichen, und noch war ich nicht so weit ostwärts gekommen, wie es nach meiner Berechnung nötig war.

Ich versuchte zu paddeln, aber das war offenbar mehr, als mein Floß aushalten wollte. Es hatte außerdem nicht den geringsten Zweck. Langsam wurde ich von der Strömung seewärts getrieben. Haie sammelten sich in Scharen um mich. Ich konnte sie sogar durch die Aeste, auf denen ich stand, sehen. Einzelne Zweige verließen dauernd das Floß. In immer größer werdendem Kreis umgaben sie mich.

Die Teddy kam näher: kein Zweifel, ich trieb vorbei!

Julie war unter Deck; vielleicht schlief sie.

Ich fing an zu rufen; ich schrie, so laut ich konnte. Niemand erschien! Das war ja eine schöne Geschichte! Ich war recht vom Regen in die Traufe gekommen. Trieb ich in die Fregatte aufs Meer hinaus, so konnte ich meinen Schwanengesang anstimmen.

Wieder und wieder rief ich; ich brüllte so laut, daß die Zweige unter mir sich im Protest erhoben und die Versammlung zu verlassen drohten. Endlich — Gott sei gelobt! — hörte ich den Hund unten bellen — wie wunderbar süß mir die rauhe Stimme in diesem Augenblick erklang! —, und dann erschien Julie.

Bei meinem Anblick schlug sie vor Entsetzen die Hände zusammen. Ich war jetzt 40 Meter von der Jacht entfernt und dicht daran, vorbeizutreiben.

Indessesn wollte es das Glück, daß unsere starke Angelschnur noch unaufgerollt auf Deck lag. An dem einen Ende war ein viereckiges Holz zum Aufwickeln der Schnur vor dem Fortlegen befestigt. Mit ihrer Hilfe wurde die Verbindung schließlich hergestellt, wirklich im allerletzten Augenblick.

Der Rest war leicht. Sehr vorsichtig zog ich mich zur Teddy heran, ergriff den Großbaum und schwang mich an Bord, gerade als sich mein gebrechliches Fahrzeug bei dem leichten Zusammenprall mit der Jacht in einen Haufen Treibholz auflöste.

Meine Frau hatte zunächst keine Ahnung von der Veranlassung zu dieser „sonderbaren Bekundung meiner Sensationslust", wie sie sich ausdrückte. In kurzen Worten erklärte ich ihr das Wesentlichste. Zehn Minuten später hatte ich die Kette an einer Boje belegt und die Segel gesetzt. Wir stachen in See zur Verfolgung eines ausgerissenen Dingis von Ancas Schiffswerft zu Arendal.

Zwei Stunden lang folgten wir Strom- und Windrichtung, so gut wir konnten. Gerade wollten wir die Jagd aufgeben und umkehren, da endlich sichteten wir das Boot. Es war halb voll Wasser; aber glücklicherweise war noch nichts von seinem Geschirr verloren.

Es war Abend geworden, als wir wieder in der Chathambucht vor Anker lagen. Mit einer neuen Fangleine festgemacht, schaukelte das Dingi friedlich achteraus. Alles in allem hatte das Erlebnis nur ein Stück Tau, einen Schrecken und einen Haufen Arbeit gekostet. Diese soll ja aber gesund sein.

„Reserveproviant" jedoch erhielt an diesem Abend ein Schlemmerfressen, unserer mageren Vorratskammer zum Trotz.

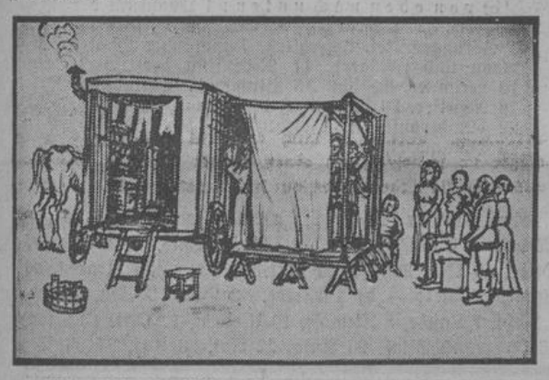
WOCHENEND



Hinter den Kulissen eines Wandertheaters.

Von einer modernen Wanderbühne soll hier die Rede sein. Ihre Arbeitsweise, ihr Streben und Schaffen wollen wir kennen lernen und zu diesem Zwecke einmal hinter die Kulissen schauen und den modernen Thespiskarren, der keinen „Hafermotor, Stärke 1 PS, mit Peitschenzündung“ mehr als Antriebskraft hat, auf seiner Fahrt durch westfälisches Land begleiten.

Es ist jetzt der zweite Winter, in dem in den Orten Ostwestfalens bis hinunter nach Siegen, in der Warburger Börde, an Haar und Hellweg, im Teutoburger Walde, wie in den Klein- und Mittelstädten der Lippeniederung, des Emslandes und der Münsterländischen Bucht in regelmäßiger Zeitfolge ein grauer Kraftwagen auftaucht mit der Aufschrift „Westfälisches Landestheater Paderborn“. Das ist der moderne Thespiskarren der Westfälischen Wanderbühne, einer Gründung der „Deutschen Bühne“, die heute durch die NS-Kulturgemeinde abgelöst ist. Die Schauspieler dieser Bühne und ihre technischen Helfer haben sich die hohe und ideale Aufgabe gestellt, den Volksgenossen in den Gegenden Westfalens, die fern von den Großstädten mit ihren Theatern liegen, deutsche Theaterkultur zu bringen. Durch ihre Kunst und ihr Schaffen wollen sie die Brücke schlagen vom Dichter zu uns, und so eine enge Erlebnisgemeinschaft Dichter-Schauspieler-Volk bilden.



Eine Wanderbühne in der guten alten Zeit.

49 Spielorte müssen betreut werden. — Wie eine Aufführung vorbereitet wird, welche Vorarbeiten dafür nötig sind, das wollen wir nun belauschen.

Zunächst besuchen wir einmal den Intendanten und den Bühnenbildner des Theaters. Mit unserem Besuche haben wir Glück, denn wir geraten mitten hinein in eine Regiesitzung für Shakespeares „Was ihr wollt“. In dem kleinen Hotelzimmer des Intendanten haben sich der Bühnenbildner und der Bühnenmeister eingefunden. Eifrig beraten die Herren über die Inszenierung der neuen Aufführung. Das Stück ist gelesen und allen bekannt. Vor allem werden in dieser Sitzung die technischen Fragen der Aufführung besprochen. Zunächst legt der Regisseur seine Auffassung von der Gesamtdarstellung des Spieles dar. Während der Unterhaltung zeichnet der Bühnenbildner Grundrißskizzen zu den einzelnen Bühnenbildern und kleine Handskizzen. Der Bühnenmeister erwägt die technischen Möglichkeiten, rät zu diesem, lehnt jenes ab und überlegt, daß auch später bei den Aufführungen draußen im Lande sich immer alles reibungslos abwickeln kann. Besonders achtet der Bühnenmeister immer auch darauf, daß die Masse der Kulissen und Requisiten so gehalten sind, daß sie sich ohne Bruchgefahr im Kasten des Thespiskarrens unterbringen lassen. Als der Intendant die Sitzung aufhebt, ist man sich in den großen Linien über die technische Ausgestaltung des kommenden Stückes im Klaren, so daß der Bühnenbildner an die Anfertigung der Entwürfe gehen kann.



Bei der Probe
Der Regisseur greift ein: „Sekunde! — Das ist so!“

Er bleibt, wenn die Truppe hinausfährt ins Land am Stammsitz der Bühne zurück. Bühnenmeister und Techniker fahren mit dem Requisitenwagen. Die Schauspieler reisen mit der Eisenbahn zu den einzelnen Spielorten, nachdem die Erstaufführung in Paderborn hinter ihnen liegt. Mit ihnen studiert der Regisseur unterwegs das neue Stück ein.

In Paderborn ist der Bühnenbildner inzwischen nicht müßig gewesen. Er hat Bühnenbildentwürfe angefertigt und schickt sie dem Regisseur zur Begutachtung und zur Anbringung von Aenderungsvorschlägen nach. Bei der Ausstattung eines Stückes spielt selbstverständlich die Finanzierungsfrage eine nicht unerhebliche Rolle, weshalb zwischen Regisseur und Bühnenbildner immer ein stiller Kampf ausgefochten wird, bis sich dann zum Schluß doch alles bestens löst. Endlich ist alles so weit, daß an die technische und praktische Ausführung der Bühnenausstattung herangegangen werden kann. Jetzt kommen für den Bühnenbildner und seinen Gehilfen, den Tischler, bis zum Eintreffen der Truppe und bis zu den damit kommenden letzten Proben arbeitsreiche Wochen. Von morgens früh bis oft spät in die Nachtstunden hinein werken und schaffen sie in der Bühnenwerkstatt.

Mit einfachen, aber künstlerisch angewandten Mitteln wird das Bühnenbild gestaltet. Die technische Ausführung muß sich natürlich an die Gegebenheiten der Wanderbühne und die Verschiedenheit der Aufführungsräume halten. Dazu heißt es eben die Möglichkeiten finden, um dem Bühnenmeister und seinen Gehilfen, den Bühnentechnikern, die Arbeit zu erleichtern. Um unnötige Verlängerungen der Aufführungsdauer zu vermeiden durch Abbau und Wiederaufbau von Kulissen, bringt man die Vorhänge, die den wirksamen Bühnenhintergrund schaffen, an, bei Szenenwechsel vor das stehende Bild gezogen werden und durch ihre Bemalung mitunter das neue Szenenbild teilweise darstellen. So erreicht man technisch einen glatten und flotten Spielablauf auch ohne Versenkbare und mit Maschinerie ausgestattete Bühne.

Zur Vorbereitung eines neuen Stückes ist aber die Arbeit einer ganzen Reihe weiterer Menschen notwendig, ohne deren Mitwirkung nichts zu erreichen wäre. Da ist der Gewandmeister, unter dessen fachkundiger Leitung die Bühnenschneiderinnen nach zeit- und stilgerechten Entwürfen des Bühnenbildners (nach den sogenannten „Figurinen“), die dieser nach gewissenhaftem Studium der entsprechenden Zeitmode zeichnet und malt, die Kostüme für die Schauspieler anfertigen. Der Theaterfriseur knüpft und frisiert nach denselben Entwürfen die notwendigen Perücken. Seine Kunst ist bei allen Stücken unentbehrlich, bei denen es gilt, besondere Charaktere zu zeichnen. Der Inspizient, der gleichzeitig auch Requisiteur ist und bei der Wanderbühne auch kleine Chargenrollen übernimmt, (wie das auch von den anderen technischen Kräften gegebenenfalls einmal verlangt werden muß, da ja eine Statisterie bei der Wanderbühne nicht vorhanden ist) hat dafür zu sorgen, daß der Dolch oder die Schnupftabakdose, das Riechfläschchen oder der Rosenstrauß, daß das im Spiel benötigte Geschirr, die imitierten Speisen und Getränke (wenn sie nur immer echt wären!) zur rechten Zeit am rechten Ort sind und daß der Schauspieler sein Stichwort nicht verpaßt. Der Einhelfer oder die Einhelferin (früher hießen sie „auf gut Deutsch“ „Souffleur“ und „Souffleuse“) besorgen dieses vor der Szene, und es hängt auch von ihrem Können und von ihrer Aufmerksamkeit vieles für den Erfolg der Aufführung ab.



Der moderne Thespiskarren.

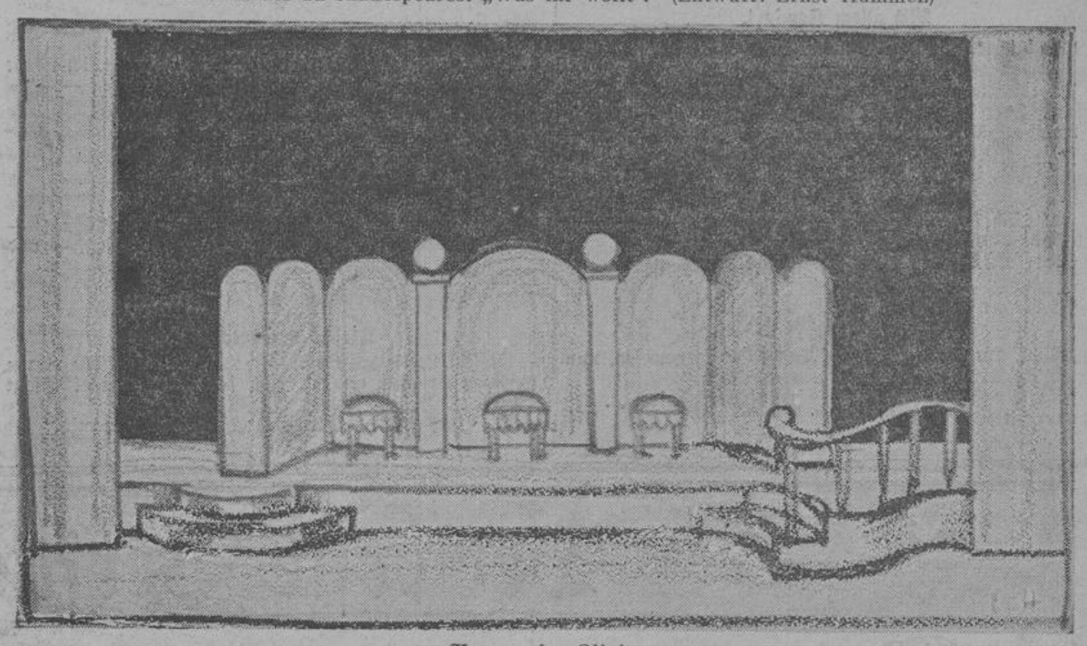
Aber damit kommen wir schon mitten in die Aufführung hinein und soweit sind wir noch nicht. Erst muß nämlich einmal der Thespiskarren an Ort und Stelle sein, bevor gespielt werden kann. Dafür sorgt der Kraftwagenführer der Wanderbühne (eine wichtige Persönlichkeit), der gleichzeitig auch Bühnentechniker ist und am Abend, nach stundenlanger Fahrt durch Wind und Wetter, über verschlammte und vereiste Straßen, noch auf der Bühne hilft. Wie er immer zur rechten Zeit am Ort der Aufführung ankommt, das ist seine Sache. Wenn es auch manchmal schwer fällt und der Intendant schon um die Aufführung bangt, er schafft es und bringt mit fröhlichem Grinsen seine kostbare Fracht glücklich und unversehrt ans Ziel.

Soll unser Blick hinter die Kulissen ein abgerundetes Bild ergeben, so müssen wir auch die Schauspieler bei ihren Vorbereitungen für die Aufführung belauschen. Kennen wir sie doch eigentlich nur im Strahlenglanze der Bühnenbeleuchtung und umrauscht vom Beifall der Menge. Nichts aber sehen wir am Abend der Aufführung von dem harten Ringen um die Kunst, von der strengen Kleinarbeit, durch die sie erst befähigt werden, sich ganz in den Dienst ihrer Rolle zu stellen, das eigene Ich gegen ein fremdes, vom Dichter gewolltes, einzutauschen und in diesem doch wieder ganz sich zu geben. Was wir sehen, ist das fertig gestaltete Spiel.

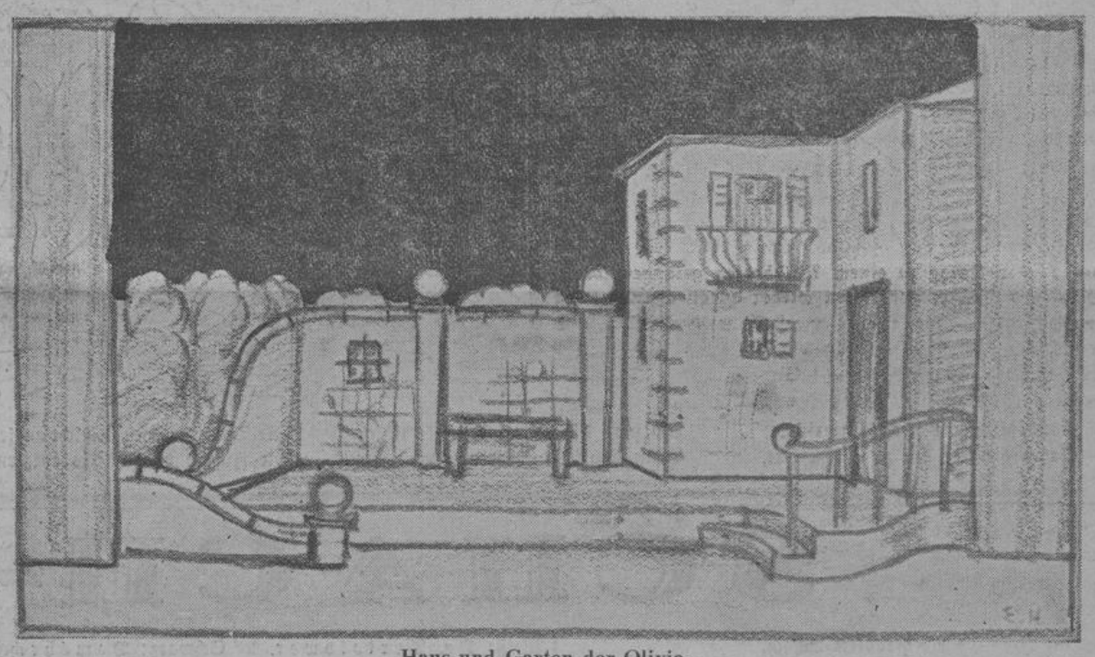
Das ist es, was die Kunst von ihren Dienern verlangt, daß sie sich ihr ganz hingeben. Erfordert dieses schon bei einem stehenden Theater den ganzen Menschen, so noch viel mehr bei einem Wandertheater. Da gibt es keine behaglich ausgestatteten Garderoberäume. In engen Zimmern drängt sich die Schar der Spieler. Oft ist kaum Raum genug vorhanden, daß jeder seinen Schminkkasten aufstellen kann. An die Stelle eines bequemen Schminktisches mit Spiegel tritt oft ein kleiner Handspiegel, und es muß auch gehen. Sicher ist es nicht einfach, im Trubel des ruhelosen Wanderlebens Rollenstudium und Probenarbeit zu leisten. Im ratternden Eisenbahnwagen ist das Rollenbuch ständiger Begleiter, jede Minute ist kostbar und wird genutzt. In Sälen, die oft noch ungenügend geheizt sind, müssen Stellungsproben und Gruppenproben abgehalten werden. Es ist im Vertrag auf Grund gesetzlicher Bestimmungen vorgesorgt, daß nach Möglichkeit die Unbequemlichkeiten herabgemindert werden und es geschieht auch, was geschehen kann ... aber eben nach Möglichkeit. Nach anstrengender Probenarbeit und Aufführung erwartet kein behagliches Heim den Schauspieler bei der Wanderbühne. Sein Leben spielt sich heute in dem und morgen in jenem Hotel ab.

Der schönste Lohn für ihr Schaffen dürfte der Kameradschaft einer solchen Bühne sein, daß sie Abend für Abend vor Menschen spielen darf, denen das Spiel ein Erlebnis wird aus einer Welt, die ihnen bislang verschlossen war; daß ihr an den vielen Orten des Betreuungsgebietes treue und dankbare Theatergemeinden mit spannungsvoller Erwartung entgegensehen, die freudigen und Herzens die Gaben der Dichtkunst empfangen.

Bühnenbilder zu Shakespeares: „Was ihr wollt“. (Entwurf: Ernst Hummel.)



Zimmer der Olivia.



Haus und Garten der Olivia.



Der Einhelfer

So kommt die Kameradschaft der Bühne selbst dadurch reich belohnt, daß sie Freude bringen durfte, wohin sie kam, von ihrer Rundreise nach Paderborn zurück. Nun steht auch das Bühnenbild für das neue Stück fertig auf der Bühne. Beleuchtungs- und Dekorationsproben glätten letzte Unebenheiten im Bild, bevor die Generalprobe angesetzt wird. Dann ist wieder einmal der Abend einer neuen Erstaufführung gekommen. Der Vorhang teilt sich für das neue Stück. Wenn dann am Schluß der Aufführung der Beifall rauscht, dann soll er nicht nur der Dank für die Schauspieler sein, sondern alle Mitglieder der Kameradschaft, die in gemeinsamem Schaffen das Werk gestaltete, haben Anteil an ihm, wie jeder an seiner Stelle sich für das Gelingen einsetzte.

Zeichnungen: Ernst Hummel.



Die Unsichtbaren

Heitere Welt.

Auf der Post.

„Tut mir leid, den Hund kann ich nicht befördern!" — „Sollen Sie auch nicht befördern! Es ist ein einfacher Hund und soll es auch bleiben!"

*

Bei der Wahrsagerin.

„Die Karten sagen, daß Sie im Laufe eines Jahres sterben werden!"

„Das ist ja furchtbar!"

„Sie mißverstehen mich! Die Karten verraten zwar, daß Sie im Laufe eines Jahres sterben — aber sie geben nicht an, um welches Jahr es sich handelt. Nun habe ich Ihnen alles gesagt, was aus den Karten zu ersehen war. Jetzt brauchen Sie nur noch zu bezahlen!"

„Bezahlen? Ich habe doch gar kein Geld! Haben Sie denn das nicht in den Karten gesehen?"

*

Ihr erster Gedanke.

„Was hat denn Ihre Frau gesagt, als Sie ihr den Rheinfall bei Schaffhausen zeigten?"

„Paul", sagte sie, „hast Du auch zu Hause den Hahn im Badezimmer zugemacht?"

*

Mit allem Komfort.

Der Richter fragte den Angeklagten: „Können Sie irgend etwas anführen, was Ihre Strafe mildern kann?"

Da erhellte sich das Gesicht des Mannes: „Wenn Sie meinen, Herr Vorsitzender, dann möchte ich gern ein Sofa in meiner Zelle haben!"

*

Wahre Liebe.

Er: „Ich kann Dir garnicht sagen, wie sehr ich Dich lieb habe — wahre Liebe ist stumm!"

Sie: „Nein — wahre Liebe spricht mit Papa!"

*

Der größte Wunsch.

„Rudi, Du bist den ganzen Tag so artig gewesen, nun kannst Du Dir für morgen etwas wünschen!"

„Au fein, Muttchen — dann wünsche ich mir . . . daß ich morgen unartig sein darf!"

Der Lehrling.

„Keine schöne Stellung hier . . . täglich bekomme ich Ohrfeigen vom Chef . . . und wenn er verreist ist, von Herrn Müller!"

„Von diesem Herrn Müller würde ich mir das nicht gefallen lassen!"

„Er ist doch nun mal die rechte Hand vom Chef!"

*

Abendgesellschaft.

„Bitte, Herr Petersen", sagt die Dame des Hauses, „führen Sie mich zu Tisch!"

„Oh, gnädige Frau, was verschafft mir denn die Ehre?"

„Ja, Herr Petersen", sagt liebenswürdig die Gastgeberin, „Sie sind nämlich der einzige Mann in der ganzen Gesellschaft, auf den mein Mann nicht eifersüchtig ist!"

*

Unberechtigte Klage.

Der Tischgast beschwerte sich, weil er eine Fliege in der Butter gefunden hatte. Darauf erwiderte der Kellner verärgert: „Verzeihung, mein Herr, aber Ihre ewigen Klagen werden einem wirklich über! Erstens ist es gar keine Fliege, sondern eine Motte — und zweitens ist es keine Butter, sondern Margarine!"

*

Der Freier.

„Ich werde Ihre Tochter auf Händen tragen, ich werde ihr die kleinsten Wünsche von den Augen ablesen — —"

„Gewiß, gewiß! Und die großen?"

*

Grundsätze.

„Willst Du einen Kognak haben?"

„Nein, danke — erstens trinke ich keinen Kognak — zweitens habe ich gerade einen zu mir genommen — und drittens, na, wenn's sein muß, her damit!"

*

Kleine Ermunterung.

Er (im Laufe des Gesprächs): „Ueber die Liebe wurde soviel geschrieben und ist auch so unendlich viel gesagt worden . . ."

Sie (mit sanftem Vorwurf): „Aber nicht zu mir!"



Selbstgespräch: „Eigentlich ist es traurig . . . alle Menschen sind so egoistisch . . . alle denken nur an sich selbst . . . nur ich denke an mich!"

*

Vorsichtig.

„Mama, darf ich mir die Sonnenfinsternis ansehen?"

„Ja, Bübchen — aber geh nicht so dicht heran!"

*

Klein-Elschen kauft ein.

„Was kosten denn die Sahnebonbons?"

„Sechs Stück fünf Pfennige!"

Elschen fängt leise an zu rechnen: Sechs Stück kosten fünf Pfennig, fünf kosten vier Pfennig, vier kosten drei Pfennig, drei kosten zwei Pfennig, zwei kosten einen Pfennig, eins kostet nichts. Dann sagt sie laut: „Also geben Sie mir bitte einen Bonbon!"

*

Der Beweis.

Frau Schönfeld richtet sich im Bett auf und beginnt ihre Strafpredigt: „Aber Theodor, ist das eine Art, so spät nach Hause zu kommen? Es ist vier Uhr vorbei . . .!"

Da unterbricht sie Herr Schönfeld: „Ich bitte Dich, Karoline . . . es kann höchstens halb zwei sein . . . hick . . . als ich an der Kirche vorbeiging, schlug die Uhr eins . . . hick . . . sogar mehrere Male . . .!"

Drei und fünf.

Der Chef schimpft mit dem jüngsten Lehrling: „Wo haben Sie denn schreiben gelernt? Sehen Sie sich mal diese Drei an, die sieht ja aus wie eine Fünf!"

„Verzeihen Sie, Herr Runkel, das ist auch eine Fünf!"

„Eine Fünf? Sind Sie wahnsinnig? Das sieht doch wie eine Drei aus!"

*

Fräulein Sebaldus verbringt ihren kurzen Herbsturlaub auf dem Lande. Sie schwärmt für die Landluft, ländliches Leben und ist unermüdlich im Durchstöbern des großen Gutshofes, obwohl ihr neulich bei solch einer Entdeckungsfahrt einer ihrer hohen Absätze abgebrochen ist.

„Nein", sagt sie neugierig und interessiert und nähert sich einem Haufen landwirtschaftlicher Geräte, die ihr neu sind. „Was ist denn das nun wieder, Herr Inspektor?"

Der Herr Inspektor betrachtet Fräulein Sebaldus mit Vergnügen und antwortet: „Das sind Heugabeln, Fräulein!"

„Heugabeln? Was sagen Sie? Was macht doch die Kultur für Fortschritte, wenn jetzt schon die Kühe mit der Gabel fressen!"

*

In der Schule.

„Karl, kannst du mir sagen, wer Kolumbus war?"

„Kolumbus war ein Vogel!"

„Ein Vogel? Wie kommst du denn darauf?"

„Im Lesebuch meines Bruders heißt eine Geschichte: Das Ei des Kolumbus!"

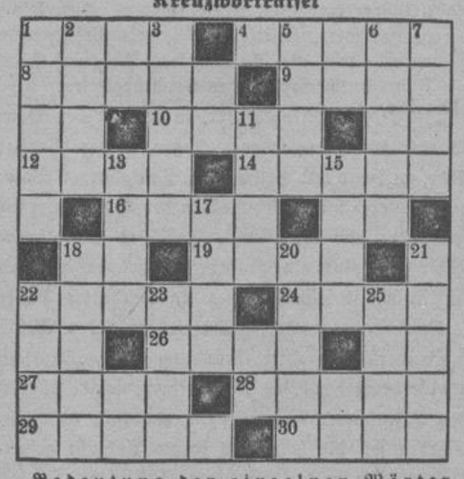
*

Der spannende Teil.

Onkel Emil erzählt von seinen Erlebnissen in Amerika. Fragt da der kleine Fritz: „Und wie war es mit der Skalpierung, Onkel?"

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1 Planet, 4 asiatisches Reich, 8 Truppenkörper, 9 männlicher Vorname, 10 Ansiedlung, 12 Zeichen in den Psalmen, 14 weiblicher Vorname, 16 Kreuzinschrift, 19 Gewürz, 22 Lärm, 24 Shakespearesche Dramengestalt, 26 biblische Gestalt, 27 Vogel, 28 Waffe, 29 Vorort von Berlin, 30 Saum;

b) von oben nach unten: 1 Quantität der Materie, 2 Opernlied, 3 Schlachtort 1870/71, 5 Gärungsmittel, 6 Fehllos, 7 spanischer Staatsmann und Feldherr, 11 Nebenfluß der Havel, 13 vertontes Gedicht, 15 Blume, 17 Verbrechen, 18 Nagetier, 20 Nebenfluß der Donau, 21 Feuer, 22 Ruhepause, 23 Nebenfluß des Rheins, 25 Schlußwort. 34897

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels.

Kreuzworträtsel: a) 1 Mond, 3 Stern, 6 Meteor, 9 Sand, 11 Rio, 13 Ost, 14 Ems, 15 Bonze, 17 Otter, 18 Ode, 20 Ase, 21 Not, 22 Atem, 25 Ararat, 26 Spott, 27 Isel; — b) 1 Miete, 2 Des, 3 Sen, 4 Tod, 5 Naht, 7 Taube, 8 Mimose, 10 Usedom, 12 Oste, 13 Ozon, 16 Order 19 Ettal, 20 Anis, 22 Art, 23 Tat, 24 Mai.

Der erste Versuch



Emil schwärmt für Wintersport,
Drum ging er hin zu einem Ort,

Wo man die ersten Schritte tut,
Denn Schlittschuhlaufen, das ist gut,

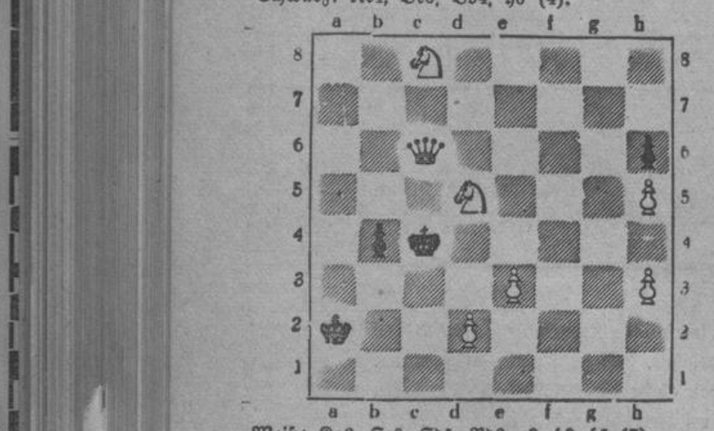
Die Technik ist nicht leicht zu lernen —
Die Füße sich vom Eis entfernen.

Der Fall war schmerzlich, doch was tut's —
Emil bleibt trotzdem guten Muts.

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Schwarz: Kc4, Dc6, Bb4, h6 (4).



Weiß: Ka2, Sc8, Sd5, Bd2, e3, h3, h5 (7).
Weiß zieht an und gewinnt.

Lösung der November-Aufgaben.

Aufgabe Nr. 42 von H. E. Kirschner. Matt in 3 Zügen. Weiß: Kf5, Lb5, Sa4, Sc2, Bd2 (5). Schwarz: Kd5, Ld8, Bd6, d7 (4).

Weiß macht einen Wartezug. 1. b2—b3, Ld8—c7; 2. Lb5—a6, Kd5—c6; 3. Sc2—b4++; 1. . ., Ld8—b6; 2. Sa4—c3+, Kd5—c5; 3. b3—b4++; 1. . ., Ld8—a5; 2. b3—b4, nebst 3. Sa4—b6++ bezw. 3. Sa4—c3++; 1 . ., Ld8—f6; 2. b3—b4, Lf6×d4; 3. Sc2—b4++.

Aufgabe Nr. 43 von A. Trilling. Matt in 2 Zügen. Weiß: Kg5, Dd4, Tc2, Bc5, d6, f4, h2 (7). Schwarz: Kf3, Bc3, d7, e4, g3, h3 (6).

1. Dd4—h8, e4—e3; 2. Dh8—a8++; 1 . . ., Kf3—e3; 2. Dh8×c3++; 1 . . ., g3×h2; 2. Dh8×h3++.

Aufgabe Nr. 44 von H. Schrott. Matt in 3 Zügen. Weiß: Kc1, Td4, Lb2, Lg2, Sd3, Se5, Bb4, f2, f3, f4 (10). Schwarz: Ke2, Bb3, b6, f5 (4).

1. Td4—d8, b6—b5; 2. Se5—d7, Ke2×d3; 3. Lg2—f1++.

Aufgabe Nr. 45 von Dr. Zepler. Matt in 4 Zügen. Weiß: Ka2, Tb3, Sd2, Sd5, Bf2 (5). Schwarz: Ka4, Db3, Ta6, Th4, Ba5, c3, e4 (7).

1. f2—f3 Db3—c8 (falls D×f3, S×f3, Te6 Sd4 nebst Ta3++); 2. Sd2—b1, Ta6—c6, 3. Sb1×c3+ Tc6×c3, 4. Sb5—b6++

Aufgabe Nr. 46 von Dr. A. Kraemer. Matt in 4 Zügen. Weiß: Kb8, Tf4, Th5, Sf6, Sg8, Bg5 (6). Schwarz: Kd8, Ta4, Th1, Ba6, b7, b5, d3, f2 (8).

1. Th5—h4 (droht Td4+, T×T, T×T++), Th1×h4; 2. Tf4—f5, Th4—d4; 3. Tf5—e5 nebst Te5 — d5++ oder 4. Te5—e8++; 2. . ., Ta4—d4; 3. Tf5—c5 nebst 4. Tc5—c8++ oder 4. Tc5—d5++.

Partie-Schach.

Eine kombinationsreiche Partie.

Partie Nr. 92. Damenbauernspiel.

(Gespielt im intern. Turnier zu Sitges 1934.)

Weiß: Dr. Tartakower. Schwarz: Doménech.

1. d2—d4 Sg8—f6
2. Sg1—f3 e7—e6
3. e2—e3 . . . . .

„System Colle", ebenso fest wie reich an Tücken, anstatt der schärferen Fortsetzung 3. c4.

3. . . . . c7—c5
4. Lf1—d3 Sb8—c6
5. c2—c3 . . . . .

Man wird bemerken, daß das Bauerndreieck c3, d4, e3 — so charakteristisch für das Collesystem — auch das der Saragossaeröffnung ist (1. c3).

5. . . . . d7—d5

Geht endgültig in die Damenbauernpartie über. Viele Strategen bevorzugen es, das Collesystem mit dem indischen Aufbau zu bekämpfen: 5. . . . b6 6. Sbd2 Lb7 usw., ohne vorläufig ihren Damenbauern vorzustoßen, denn dieser Vorstoß erfordert ein schnelles Handeln des Weißen in der Mitte (10. e4).

6. Sb1—d2 Lf8—b6
7. 0—0 0—0
8. Dd1—e2 . . . . .

Eine Neuerung, deren Zweck es ist, dem Gegner neue Aufgaben zu stellen. Die gewöhnliche Fortsetzung ist 8. d×c5 (aber nicht sofort e4 wegen 8. . . . c×d4 9. c×d4 d×e4 10. S×e4 Le7 u. Weiß würde ohne Notwendigkeit mit einem vereinzelten Bauern bleiben) 8 . . ., L×c5 9. e4. Dieser Vorstoß enthält viele Tücken, aber Schwarz kann einfach mit 9. . . . d×e4 10. S×e4 S×e4. 11. L×e4 D×d1. 12. T×d1 antworten. Obgleich die weiße Stellung daraufhin ein wenig besser bleibt, sichert der Damentausch baldigen Kampfausgleich. Um dieses zu vermeiden, ist es für Weiß zweckmäßig, den Textzug anzuwenden.

8. . . . . e6—e5

Schwarz benutzt den Augenblick des Abwartens, dazu, in der Mitte anzugreifen. Für Schwarz ist aber jedenfalls das passive Spiel 8. . . . Tfe8 vorzuziehen. Das gewagtere Spiel 8. . . . c×b4 9. e×b4 gibt dem Weißen die halbgeöffnete Königslinie und sichert ihm daher einen positiven Vorteil.

9. d4×c5 Ld6×c5
10. e3—e4

Der Gegenangriff!

10. . . . . Lc8—g4

Zu verdächtig wäre der Zug 10. . . . d4.

11. e4×d5 Lg4×f3

Gewöhnlich bemüht man sich, so gut es möglich ist, den Tausch des „eingesperrten Läufers" gegen den gefesselten Springer zu vermeiden, aber hier erkennt Schwarz, daß weder 11. . . . D×b5 12. Se4 usw., noch 11. . . . S×d5 12. Sb3 viel Erfolg bringt.

12. De2×f3 Dd8×d5
13. Sd2—e4 Sf6×e4

Erzwungen wegen der Drohung 14. S×f6+, gefolgt von D×b5.

14. Ld3×e4 Dd5—d7
15. Tf1—d1 Dd7—c7
16. b2—b4 . . . . .

Obgleich der Weiße Raumvorteile erhalten hat (zwei Läufer auf den freien Schrägen und den Besitz der geöffneten Damenlinie), will er seine Ueberlegenheit durch Manövrieren „auf den beiden Flügeln" vergrößern. Ein Strategem, in dem Aljechin besonders hervorragt!

16. . . . . Lc5—b6

Er bleibt auf der Angriffsschrägen. Vom Gesichtspunkt der Verteidigung war der Rückzug Le7 vorzuziehen.

17. a2—a4 a7—a6
18. a4—a5 Lb6—a7
19. Df3—h3 . . . . .

Nach den Manövern auf dem Damenflügel der direkte Angriff.

19 . . . g2—g6

Ein schmerzlicher Augenblick. Falls 19. h6, dann nicht sofort 20. Td7 (wegen 20. . . . Tad8!!), sondern 20. L×h6!! und falls 20. . . . g×h6 (auf 20. . . . Tad8, 21. Le3 usw.) 21. Td7 Dc8 22. D×h6!, und das matt ist unvermeidbar. Die Verteidigung 19. . . . f5 würde auch ungenügend sein, wegen 20. L×f5 L×f2+ 21. Kh1! (anstatt 21 K×f2? T×f5+ 22. D×f5, Tf8) 21. . . g6 22. Td7 u. gewinnt.

20. Lc1—h6 . . . . .

Falls 20. Td7? Ta8—d8 und falls 20. Lg5 f5.

20. . . . . Tf8—b8
21. Dh3—f3 . . . . .

Ein wichtiger Augenblick. Die weiße Dame, die 22. Df6 mit undeckbarem Matt auf g7 droht, nimmt sehr tätig an den Unternehmungen teil. Viel weniger energisch erscheint 21. Lg5 oder 21. Dh4 wegen 21. . . . Td6.

21. . . . . Td8×d1+

Wenn er jetzt Td6 gespielt hätte, dann wäre 22. T×d6 D×d6 23. Tad1 gefolgt mit der fast entscheidenden Besetzung der geöffneten Damenlinie.

22. Tai×d1 Ta8—d8
23. Le4—d5! . . . . .

Zu vereinfachend würde 23. T×d8+ D×d8 usw. sein.

23. . . . . Dc7—e7

Die einzige Weise, der Drohung 24. Df6 entgegenzutreten, denn falls 23. . . . . Td6, dann 24. L×f7+ und gewinnt.

24. h2—h4! . . . . .

Mit der furchtbaren Drohung 25. Lg5. „Nolens volens", Schwarz unternimmt jetzt einen Gegenangriff.

24. . . . . e5—e4
25. Df3—f4 La7—b8
26. Df4—g5 . . . . .

Ein kritischer Augenblick. Eine verlockende Kombination war: 26. L×f7+ und falls 26. . . . D×f7? 27. T×d8+ S×d8 28. D×h8 und gewinnt. Deswegen würde Schwarz auf 26. L×f7+ viel tiefer mit 26. . . . Kh8! 27 T×d8+ D×d8! 28. Dd2 D×h4 antworten und der Kampf würde darauf sehr offen verlaufen, während jetzt nach dem Damentausch Weiß den Gewinn eines Bauern erzwingt.

26. . . . . De7×g5

Traurige Notwendigkeit, denn auf 262. . . De5 27. L×f7+ K×f7 28. T×d8 S×d8 29 D×d8 und gewinnt. Andererseits, falls 26. . . . Dc7 27. Df6! Dh2+ 28. Kf1 und die doppelte Mattdrohung auf f7 und g7 ist undeckbar

27. Lh6×g5 Td8—d7
28. Td1—d2! Entscheidend. Lb8—e5
29. Ld5×e4 Td7×d2

Wenn an Stelle des Abtausches 29. . . . Tc7 geschieht, dann folgt Td3 usw. mit Beibehaltung der Beute.

30. Lg5×d2 Sc6—d8

Andernfalls würde L×c6 mit leichtem Gewinn folgen.

31. c3—c4 Kg8—f8
32. b4—b5 Kf8—e8
33. Le4×b7! . . . . .

Wenn dieses Opfer nicht möglich gewesen wäre, würde Weiß seine Bauern nicht vorgezogen haben (31. c4 usw.), sondern er würde sofort seinen König nach dem Damenflügel gebracht haben.

33. . . . . a6×b5

Hoffnungslos wäre 33. . . . S×b7 34. b×a6 usw.

34. a5—a6 Le5—b8

Falls 34. . . . S×b7, dann nicht a×b7? Lb8 36. c×b5 Kd7 usw., sondern 35. a7! und Weiß erhält eine neue Dame.

35. c4×b5 Sd8×b7
36. b5—b6!! . . . . .

Der Genickstoß, während 36. a×b7 Kd7 usw. für Schwarz noch verteidigungsfähig sein würde.

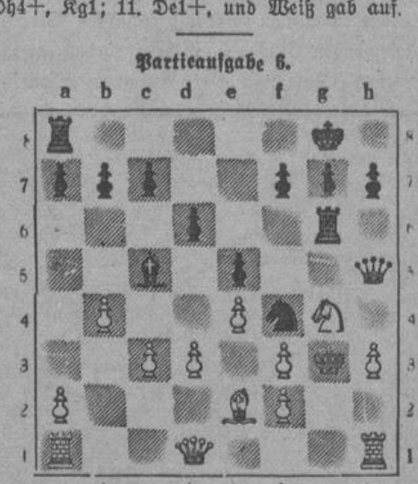
36. . . . . Ke8—d7
37. a6—a7 Schwarz gibt auf.

(Anmerkungen von Dr. Tartakower, entnommen dem Schach-Echo).

Lösung der Partieaufgabe 5.

1. Te7×e1+, Sg2×e1; 2. Ld6×g3. Auf h×g käme jetzt D×g3+, Sg2 (falls Kh1, so T×e1, D×e1, Lg2+, Kg1, Lf3, Kf1, Dh3+, Kg1, Dh1#), L×g2, T×g2, Te1+ mit leichtem Gewinn. Es geschah noch 2. . . . Te2; 3. L×h2+, Kh1; 4. T×e2, D×e2; 5. Lb6, D×a6; 6. g6, De2; 7. De8, Sg2; 8. Dg5, Sb2; 9. L×g2; 9. D×g2,; 10. Dh4+, Kg1; 11. De1+, und Weiß gab auf.

Partieaufgabe 6.



In der vorstehenden Stellung, die sich in einer Partie N. N. — Prof. Bauer in Kassel ergab, kann Schwarz durch Damenopfer Weiß in 9 Zügen mattsetzen. Wie ist die Zugfolge?

ERSTER PREIS:

Drei Wochen Lido

Roman von Else Kampner

12) (Nachdruck verboten.)

Die Papiere, die die Schuld Georg Wilhelms beweisen sollten, hatte sie unter das Kopfkissen gelegt, aber sie störten ihr den Schlummer nicht, denn größer als die Angst um ihn war ihr Vertrauen zu ihm und das Wissen von der Kraft ihrer Liebe, die alles tun würde, was in Menschenmacht stand um ihm zu helfen. Als sie nach Stunden erwachte, war das erste, was ihr ins Gedächtnis schoß, jenes Wort des Russen von dem Geheimnis, womit sich Georg Wilhelm umgab. Dieser vergiftete Pfeil war haften geblieben und hatte seine Wirkung während des Schlafes getan. Ja, da war ein Geheimnis, daran war nicht zu zweifeln. Wie oft hatte Ellinor es zwischen ihnen gespürt, einer unsichtbaren Scheidewand gleich. Da war etwas, das nicht mit der Art und Persönlichkeit eines Bankbeamten zusammenstimmte, da war ein Benehmen, wie es eigentlich das . . . ja, verzeihe mir, Liebster! . . . das eines Hochstablers war. Kaum aber hatte Ellinor dieses Wort gedacht als eine heiße Welle der Reue sie überflutete udn sie voll Scham das Bewußtsein ihres eigenen Betruges packte.

Wer war sie, daß sie anderen Geheimnistuerei vorwerfen konnte? Wie hatte sie gehandelt, und wie verbarg sie ihre eigene Identität? Ja, aber warum? Doch nur, um zu verdienen und um nicht durch einen Namen behindert zu werden er ihr lediglich den Zugang zu den Arbeitsmöglichkeiten versperrte, weil er ihr Rücksichten anspruchsvollen Verwandten gegenüber auferlegte, die ein arbeitender Mensch nicht zu erfüllen vermochte. Und wie sie das dachte, sprang ein so blendendes Licht vor ihr auf daß sie ganz erschreckt den Atem anhielt. Wenn es bei ihm auch so wäre? Wenn auch er wie sie der Not der Zeit gemäß schaffte und seinen Namen aus den gleichen Gründen wie sie den ihren geändert hatte? Dann, ja dann war auch das Geheimnis um ihn geklärt, und nichts war mehr das sich ihrem Vertrauen zu ihm, ihrem Glauben an ihn feindlich entgegenstellte. Mochte jetzt in den Papieren darin stehen, was wollte, sie war gewappnet Bei der ersten Bewegung, die sie machte, erhob sich Britta neben ihr, udn wieder ergoß sich die Flut zärtlicher Worte über Ellinor.

„Es geht schon besser, nicht, mein Lamm? Es geht viel besser, und morgen wird auch der Schwindel vergangen sein. Dann wird das schöne Kind wieder aufstehen können, und Britta wird helfen, und alles wird wieder gut sein, ja mein brauner Engel ja?"

Wenn Ellinor auch kein Wort von dem verstand, was die Alte sagte, so beeindruckte es sie doch sehr. Sie war dergleichen so gar nicht gewohnt; seit mehr als einem Jahre hatte niemand sie verwöhnt. niemand sie verzärtelt Es nahm ihr ein wenig die Widerstandsfähigkeit, und sie wußte nicht, ob es ihr lieb war oder nicht. Aber es tat doch wohl, so gepflegt zu werden.

Und wieder ließ sie die Papiere, wo sie waren, ohne sie zu lesen. Denn was konnten sie ihr schließlich sagen, was sie glauben würde? Ein wenig Angst und ein wenig Hingeben an die müde Schwäche war es was Ellinor veranlaßte alles von sich zu schieben, um sich nur von der alten Britta verwöhnen zu lassen. Sie hätte sie gern ausgefragt, um zu erfahren, wie sie eigentlich hergekommen sei; aber sie verstand die Alte nicht und hörte nur den Ton sorgender Zärtlichkeit in deren Stimme, wenn sie zu ihr sprach, begriff ihre Zeichen. Viel zu matt, um ihren schon zerbrochenen Kopf sich noch mehr zu zerbrechen, schlief sie schließlich unter dem Streicheln der alten Hände ein, in dem sicheren Glauben, daß Georg Wilhelm alles versuchen werde, um bald bei ihr zu sein.

Unterdessen hatte Jelisaweta Petrowna die schwerste Auseinandersetzung mit ihrem Manne, deren sie sich überhaupt entsann. Aus beiderseitiger tiefer Liebe war diese Ehe geschlossen worden; wahrscheinlich eine um so tiefere Liebe, als das Gefühl des Schützenmüssens bei der Frau stärker war als das des Haltsuchens bei dem Manne. Aber der Wunsch, Grigor möchte einmal zeigen, daß auch er einen unbeeinflußten Willen besaß, war deshalb doch sehr rege in seiner Frau. Sie war, kaum daß ihr die frühere Pflegerin ihrer Kinder, die alte Britta, berichtet hatte, ihre Schutzbefohlene schlafe, hinuntergegangen in die riesenhafte Halle des alten Seeräberschlosses, von wo sie die Stimmen ihres Mannes und seines Freundes hörte. Mit einem ungewohnt liebenswürdigen Lächeln trat sie zu den Herren, denn sie war sich darüber klar geworden daß nur List hier gegen List gestellt werden konnte.

„Ich muß Ihnen Grigor für kurze Zeit entführen, Waldimir Sertschemmowitsch; da ist eben einer unserer kleinen Pächter gekommen; wir haben ja landein allerlei verpachtet, wissen Sie. Es ist Michele, Grigor; er hat wieder einen ganzen Sack voll Beschwerden vorzubringen gegen die Guardia del Dazio, die ihm, scheint es, das Leben schwer machen."

Harmlos und gänzlich ungewohnt dessen, daß seine Frau etwas sagte, was nicht völlig der Wahrheit entsprach, ging Kulkin in die Falle. Ebenso harmlos blieb auch Borsikoff, der ebenfalls wußte, daß Jelisaweta Kulkin der Verstellung unfähig war. Auch er ahnte nicht, welche Möglichkeiten in einer Frau frei werden, die ihr Liebstes vor Schaden retten will, ahnte nicht, wie sehr ihn seines Freundes Frau als dessen bösen Dämon ansah. Lächelnd erhob sich Borsikoff zugleich mit Kulkin und sagte zuvorkommend:

„Selbstverständlich, Jelisaweta Petrowna, überlasse ich Ihnen Grigor, ich wollte ohnedies einiges mit meinem Diener besprechen. Bis nachher dann, zum Tee, nicht wahr?"

„Gewiß ja; wir nehmen ihn draußen auf der Terrasse. Auf Wiedersehen."

Kulkin folgte seiner Frau, die in der Richtung auf den Garten voranschritt; dieser Garten befand sich innerhalb der Mauern von Torre Grisa und war von hohen Wällen umgeben, die ganz mit Grün bewachsen waren. Das alte Wachtschloß, eine Seeräuberburg alter Zeiten, war von der Tante Kulkins sorgfältig erhalten worden in allen seinen Einzelheiten, und der jetzige Besitzer hatte ebenfalls eine starke Neigung zur Romantik des alten Gemäuers. Sogar einige sehr geschickt angelegte Verliese mit seltsamen technischen Einrichtungen waren erhalten geblieben und wurden von dem Besitzer stolz gezeigt; auch wurden jedesmal bevorzugten Besuchern die alten Mechanismen vorgeführt, die zu diesem Zwecke sorgfältig geölt waren und stets in tadelloser Verfassung blieben. Als jetzt seine Frau Kulkin zum Garten voranging und die Richtung nach den Wällen nahm, zu welchen eine Treppe hinaufführte, sah sich Grigor erstaunt um wo sich denn Michele verstecke, der gekommen war, um eine wichtige Unterredung zu haben. Ehe er jedoch fragen konnte, bog Jelisaweta, oben angelangt, nach der Richtung ab, wo ein Sommerhäuschen am Zusammentreffen zweier Wälle lag und das Eck krönte, von welchem aus man einen freien Blick über die Lagunen und das Meer hatte. Jelisaweta wandte sich zu dem Zögernden um und rief:

„Komm nur, Grigor; Michele ist mit einem Ochsengespann hier und steht da unten; von hier kannst du hinuntergehen und mit ihm sprechen; er konnte von keiner anderen Seite herein."

Etwas erstaunt über dieses neuartige Verfahren des Pächters Michele kam Grigor Kulkin heran und trat in das Sommerhäuschen ein, aus dessen breitem Fenster seine Frau bereits hinauslehnte, offenbar um Michele zu entdecken. Sie sagte laut und mit weittragender Stimme:

„Wir kommen zusammen hinunter, Michele; wartet unten."

Dann sagte sie ganz leise zu ihrem Mann, der sprachlos in das ganz leere Feld hinabsah, wo ihr Gemüse gezüchtet wurde:

„Lasse dir nichts merken, Grigor; ich muß dich eilig sprechen; es gab nur diesen Platz, wo wir unbeobachtet und unbelauscht sein können; komm, wir gehen hinunter. Wenn du mich lieb hast, lasse dir nichts merken."

Immer erstaunter, auch beunruhigt durch das Wesen seiner Frau, folgte Kulkin stumm und ließ sich nichts merken; sie langten in dem kleinen Gemüsegarten an und durchschritten diesen; am anderen Ende befand sich eine Art Laube, in der sich der Gärtner auszuruhen pflegte an besonders heißen Tagen, und hierhin lenkte Jelisaweta den Schritt. Drinnen war es dämmerig von dichtem Rosengerank, aber man konnte gut sehen, was draußen vorging, nur selbst nicht bemerkt werden. Sie setzte sich auf die rauhe Bank im Innern der Laube und machte den Eindruck, als sei sie schnell gelaufen, diese starke Frau, die nichts so leicht ermüdete. Schnell schlug ihr Herz, und ihre Stimme war unsicher; sie griff nach ihres Mannes herabhängender Hand und sah in seine fragenden Augen; ihr war es, als sei die entscheidende Stunde für sie beide gekommen, als hänge von dem Ausgang dieser Unterredung viel, viel mehr ab als die Sicherheit eines fremden Mädchens und das Vereiteln der Pläne Borsikoffs.

„Grigor, mein Lieber, hier hört uns niemand; hier kann ich dir sagen, was ich denke, und was ich befürchte, und du wirst mir sagen, was du weißt; nicht wahr, du wirst es, Grigor, mein Herz?"

„Aber Jelisaweta, erbarme dich, warum diese Geheimnisse? Sind wir in unsrem eigenen Hause von Spähern umgeben? Von einer Gefahr bedroht?"

„Beides, glaube ich, Grigor; ja, beides."

„Um der Heiligen willen, was meinst du, Duschinka? Was ist geschehen?"

„Geschehen ist, daß Wladimir Borsikoff sich in unserem Hause befindet; daß er dich in seine Pläne mit hineingezogen hat, und daß er ein Mädchen gewaltsam hergebracht hat, welches ihn verabscheut."

„Woher weißt du es? Hat sie es gesagt?"

„So etwas braucht eine Frau der anderen nicht zu sagen; das weiß man auch ohnehin. Und Späher sind hier, weil der Diener Wladimirs hier ist; sei sicher, er ist ebenso zu fürchten wie sein Herr."

„Du bist töricht, meine Liebe; ja, laß es mich sagen, wo Wladimir in Frage kommt, bist du töricht. Du warst es immer, weißt du noch?"

„Ich weiß es noch sehr genau, Grigor, daß er dich stets zu schlechten Streichen verführte, und daß ich es war, der dich aus diesen wieder herausholen mußte."

„Aber was ist denn nur geschehen? Erbarme dich, Jelisaweta, du gehst zu weit! Wladimir kommt her und bittet mich, ihm zu helfen, ein Mädchen zu entführen, das in den Händen eines Hochstaplers ist, der zugleich ein Scheckfälscher und dadurch Bankräuber sei. Wladimir sagt, das Mädchen liebt ihn, und weiß nur nicht, wie es sich aus allem frei machen soll."

„Halte einmal, Grigor; du hast mir selbst heute früh gesagt, daß du an Borsikoffs Geschichte nicht mehr glaubtest, weil er sich nicht wie ein Liebender zu dem Mädchen verhielt, sondern als sie auf die Barkasse hinaufgereicht wurde und du bemerktest, daß unter ihrer Badekappe Blut hervorfloß, Wladimir gelacht und erklärt hat, es werde so schlimm nicht sein. Erinnerst du dich nicht, Grigor?"

„Gewiß, ich erinnere mich; aber es war nur vorübergehend; seitdem er hier ist mit ihr, hat er die größte Sorge um sie; fragt immerzu, wann er sie endlich sehen und sprechen kann."

„Nun, er hat sie gesehen und gesprochen; warum? Um ihr zu sagen, daß der Mann, den sie liebt, ein Betrüger sei und sie ihn retten könne, wenn sie tue, was er, Wladimir, will. Darauf wies sie ihn hinaus. Ist jetzt seine Sehnsucht befriedigt?"

„Mir hat er gesagt, sie sei vor Freude, daß sie ihn sah, wieder in Ohnmacht gefallen, die Arme. Woher weißt du das andere?"

„Ich hörte auf den Wunsch des Mädchens zu, vom kleinen Kinderfenster aus. Und du kannst sehen, wie dein Freund dich anlügt, mein Lieber! Das Mädchen verabscheut ihn sehr, beinahe so . . . wie ich."

Von dem Tone getroffen, in dem diese zwei letzten Worte gesprochen wurden, sah Grigor Kulkin seine Frau an. Sah ihr starkes, ruhiges Gesicht, ihre Augen voll Kraft und Feuer, ihren Mund voll Entschlossenheit.

„Es ist nicht . . . war nie . . . etwas Eifersucht, Jelisaweta?"

Sie drehte sich nach ihm um, und ein mütterlichweiches Lächeln stand in ihrem Blick; sanft legte sie ihre Hand auf die seine.

„Ach, du Kind!" sagte sie, „du kleiner Junge! Ich eifersüchtig auf deinen Freund? Aber ich würde ihn segnen, wenn er so wäre, wie ich ihn für dich erhoffte, täglich segnen. So aber . . . sieh her . . . weißt du, was das ist? Es kam vor einer Woche von Lisa aus London. Sieh es dir genau an, ich bitte dich, Grigor."

Aus der Tasche ihrer grünen Leinenjacke nahm Jelisaweta eine zusammengefaltete Zeitung; es war eine sehr alte Ausgabe der „Daily News" und dort, wo sie das Blatt umgefaltet hatte, war ein Bild zu sehen. Der Eingang eines großen Hotels in London, davor eine kleine Menschenansammlung. Darunter stand zu lesen:

„Der Mann, der im Verdacht steht, Sarew zu sein, dritter von links, mit hellem Hut."

Ratlos sah Kulkin dieses Bild an, dann seine Frau. Sie sagte drängend:

„Dritter von links mit hellem Hut . . . sieh doch hin, Grigor, erkennst du ihn nicht? Nicht seine Haltung, wenn er auch einen Bart angeklebt hat und das Haar schwarz gefärbt, genau wie er es jetzt trägt? Siehst du nicht seine Art, den Stock zu tragen? Erkennst du ihn nicht?"

„Du meinst . . . Erbarmen, Jelisaweta . . . du glaubst . . .?"

„Ich glaube und meine, daß dein Freund Borsikoff dieser Sarew ist. Glaube, daß er noch ganz andere Dinge auf dem Gewissen hat, und daß er all die Jahre über von Betrug und Diebstahl lebt. Glaube daß dieser englische Diener sein Komplice und Helfer ist, und daß auch die ganze Geschichte mit dem Mädel damit zusammenhängt. Wahrscheinlich ist dieser Georg Wilhelm, von dem die Rede ist, einer, der ihm auf der Spur ist, und den er auf diese Weise ablenken will. Und jedenfalls, Grigor Michaelowitsch Kulkin, benutzt er dein Haus nur als Schlupfwinkel, deinen Namen als seine Deckung, uns alle als Mitschuldige. Das ist meine Meinung. Nun rede du."

Aber er konnte nicht reden, der Mann mit dem weichen Herzen und dem vertrauenden Gemüt; er konnte nichts sagen, weil alles in ihm nur lauschte auf den Zusammensturz eines stolzen Baues, der seiner Kinderfreundschaft geweiht war: Wladimir! Der war alles gewesen, was er nicht wahr. Entschluß und Kraft und festes Zugreifen, kurz, ein Bezwinger des Lebens. Mit einem Ausdruck in seinem Blick, wie sie ihn noch niemals von ihm gesehen hatte, wandte sich nach langer Zeit Grigor zu seiner Frau, sah sie an, als sei sie eine Fremde, und sagte hart:

„Du magst recht haben oder auch nicht. Was gedenkst du zu tun?"

„Der Gerechtigkeit zu ihrer Beute zu verhelfen. Was sonst?"

„Dann wirst du ohne mich handeln und gegen meinen Willen. Hier trennen sich unsere Wege. Niemals, hörst du, Jelisaweta Petrowna, niemals werde ich meinen Freund verraten, geschehe, was da wolle. Niemals!"

„Grigor!" rief die Frau aus der Not ihres Herzens heraus, von tiefstem Schrecken erfaßt. Aber er achtete ihrer nicht; er war aufgestanden und schritt, ohne um sich zu schauen. Sie sah ihm nach, bis er über den Wall fort war. Dann richtete sie sich auf. Sie war nicht von denen, die lange gebeugt bleiben, nicht von denen, die schnell verzweifeln. Er wollte den Kampf, gut, er sollte ihn haben. Es würde der größte Kampf werden, den sie ausgefochten hatten, und an seinem Ende würde die Entscheidung darüber stehen, ob sie, seine Frau, oder Wladimir, sein Freund, in Zukunft ihm Gefährte sein sollte.

Jelisaweta nahm das Zeitungsblatt, das ihr Mann hatte fallen lassen, als brenne es ihn, und steckte es sorgfältig zu sich. Dann erhob sie sich und schritt in die helle Nachmittagssonne hinaus, stolz und aufrecht, in nichts eine Geschlagene.

Sie hatte daran gedacht, daß es schließlich noch ein Argument gab, das sie nicht in Anwendung gebracht hatte; es waren ihre Söhne. Würde der Graf Kulkin seinen Söhnen einen Namen hinterlassen wollen, an dem der Schmutz klebte, mit dem ein Borsikoff ihn bewarf? Würde das Grigor wollen?"

Stolz leuchtete ihr Blick, als sie sich selbst diese Frage verneinte, und dann ging sie ans Werk, um sich in der Fremden, die ihr Borsikoff ins Haus gebracht hatte, eine Bundesgenossin zu gewinnen. Mochte es denn so sein: zwei Frauen gegen drei Männer, denn der Kammerdiener war stark mitzurechnen. Dennoch schien die Verteilung nicht ungünstig, denn beide Frauen würden für ihre Liebe kämpfen, und dadurch würden sie unüberwindlich sein. Mit einem Lächeln der Vorfreude trat die Gräfin Kulkin leise bei Ellinor ein und setzte sich an deren Bett nieder, um zu warten, bis sie erwache. Flüsternd unterhielten sich Herrin und Dienerin unterdessen, und die alte Britta sagte hauchleise: „Ist es nicht herrlich, Signora, daß wir wieder ein Kind zu pflegen haben? Kann sie nicht bleiben, die Signorina? Ach, kann sie nicht bleiben? Wir sind doch einsam, ohne Kinder, Signora; ist es nicht so?"

Jelisaweta Kulkin nickte. Einsam, ja. Man wußte immer nicht, wie einsam man war.

13. Kapitel.

Der Kammerdiener Felton verwünschte zum soundsovielten Male die russische Sprache. Wie große Mühe er sich auch gegeben hatte, sie zu lernen, er beherrschte sie doch niemals so weit, um genügend beim Lauschen zu verstehen. Als er gebückt an der Tür zum Arbeitszimmer des Grafen Kulkin stand und zu erfassen versuchte, was dort drinnen gesprochen wurde, fing er auch nicht ein Wort klar auf. Zornig richtete er sich hoch, denn wie alle Menschen, die selbst Verräter sind, traute er auch seinem Herrn nicht ganz, sondern glaubte immer, er werde vom Fürsten Borsikoff irgendwie ausgeschaltet. Als er zu der Terrassentür der Bibliothek wieder hinausging, leise, wie er hereingeschlichen war, sah er unten an der Treppe, die zum Wasser führte, die alte Britta. Nur die Gewohnheit argwöhnischen Beobachtens war es, die ihn veranlaßte, nach dem alten Weibe zu schauen, dessen Kommen und Gehen ihn sonst gar nicht interessierte. Amüsiert sah er ihr dann zu, wie sie ein kleines Boot losmachte und mit kräftigen Ruderschlägen den Canale hinunterfuhr, der zum Binnenlande führte; daß doch hier am Wasser sogar so alte Weiber noch den Mut hatten, allein Boot zu fahren! dachte Felton und wandte sich mit einem Achselzucken ab. Hätte er geahnt, welche Botschaft die alte Britta trug, so würde er wohl nicht so gleichgültig davongeschlendert sein der Herr Kammerdiener Felton.

Drinnen im Zimmer des Hausherrn spielte sich indessen eine Szene ab, um deren Steigerung willen es schade war, daß sie keine Zuschauer hatte. Kulkin war, nachdem er seine Frau verlassen hatte, auf die Suche nach seinem Freunde gegangen und hatte diesen vertieft gefunden in ein altes Buch, welches er seit seiner Knabenzeit aufgehoben hatte; ein Buch voll der wildesten Abenteuer, das sie im Kadettenkorps des Zaren heimlich begeistert hatte.

Als sein Freund eintrat, hob Borsikoff den Kopf und sagte lachend: „Wie das alles doch gar nichts ist, Grigor, mein Freund, gegen das, was uns das Leben dann tatsächlich an Abenteuern schenkt. Findest du nicht?"

Gedankenvoll sah Kulkin den Freund an und sagte ernst:

„Hast du so viele Abenteuer gehabt, Wladimir?"

„Unzählige! Könnte auch nicht leben ohne sie. Es ist das Schönste, was es gibt, sich immer als Herr der Lage zu fühlen, was auch das Leben einem an Schwierigkeiten entgegenstellen möge."

„Ja, das war Borsikoff! So war er schon immer gewesen, und darum eben liebte ihn Kulkin damals wie heute. Herr der Lage. Das war es. Würde er auch jetzt wieder Herr der Lage bleiben? Und wie es anfangen, herauszufinden, ob etwas daran war an dem, was Jelisaweta gesagt hatte?

„Du weißt es, Wladimir, ich war niemals eine Kampfnatur wie du. Und was das anbelangt, wollte ich dich fragen: was gedenkst du eigentlich mit dem Mädchen oben anzufangen, wenn sie gesund ist?"

„Mitnehmen natürlich; bei mir haben, solange es mir gefällt. Was sonst?"

„Ja gewiß, was sonst. Und du sagst, sie liebt dich, Wladimir?"

„Gewiß liebt sie mich; wie sollte sie nicht? Andere Frauen haben mich geliebt als diese, schönere, reifere. Aber diese hat so etwas an sich, daß ich sie nicht aufgeben kann. Nein, ich kann nicht."

„Und du glaubst nicht, daß sie dir vielleicht doch Schaden bringen könnte? Frauen haben es an sich, alle Fäden zu verwirren."

Borsikoff hob den Kopf und sah seinen Freund aufmerksam an. Während er bisher nachlässig eine Papyros nach der anderen geraucht hatte, immer noch in dem Buche auf seinen Knien blätternd und sich der Knabenträume erinnernd, die es genährt hatte, wurde er jetzt plötzlich ganz Aufmerksamkeit. Er legte das Buch fort und beugte sich vor.

„Was meinst du, Grigor? Ist irgend etwas geschehen, das dich veranlaßt, mich zu warnen? Denn das war doch eine Warnung eben, oder irre ich mich?"

„Nein, du irrst dich nicht, Wladimir, mein Freund. Ich möchte dich bitten, die Sache mit dem Mädchen aufzugeben und so schnell als möglich abzureisen; um unserer alten Freundschaft willen bitte ich dich darum."

Grigor stand vor seinem Freund und sah ihn mit unruhigen Blicken an; langsam erhob sich Borsikoff und sagte ernst: „Erzähle mir alles; sage mir sofort alles, Grigor, sofort, hörst du?"

„Ich kann nicht, Wladimir; dieser Befehl aus früherer Zeit kann jetzt nicht mehr befolgt werden. Denn zwischen uns steht . . . Jelisaweta."

„Ach so, Jelisaweta! Dachte ich es mir doch, daß sie dahintersteckt. Nun, wenn es nicht mehr ist, dann werde ich mich nicht stören lassen."

Und Borsikoff wandte sich zum Fenster, mehr Gleichgültigkeit spielend, als er sie fühlte. Kulkin trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er sah seines Freundes dunklen Kopf an und sagte leise:

„Du hast gefärbte Haare, Wladimir; ich weiß es, du sagtest gestern, es geschähe, um den Bolschis zu entkommen, die dich auf der Liste der Verdächtigen hätten. Aber . . . verzeihe mir, mein Freund, ich glaube dir nicht."

„Du glaubst mir nicht, Grigor? Das ist neu daß auch du mich verläßt! Zu wem kann ich kommen und Glauben finden, wenn nicht bei dir? Bei wem?"

„Ich verrate dich nicht, Wladimir, niemals. Aber ich bitte dich, reise ab. Ich bitte dich, Wladimir. Um unserer alten Freundschaft willen. Was du auch getan hast, es ist mir gleich. Was du auch zu tun beabsichtigst, ist mir auch gleich. Nur fangen sollen sie dich nicht! Das kann ich nicht ertragen, Wladimir, wirklich, ich ertrage es nicht. Wladimir, mein Freund!"

Der Zorn war längst aus Borsikoffs Blick gewichen, um einem Leuchten Platz zu geben, das nur allein für Grigor Kulkin von je in diesen harten Augen gestanden hatte. Er legte seine Hand auf die des Freundes und sagte tröstend, beruhigend:

„Errege dich nicht, Grigor; ich weiß, du verrätst mich nicht. Aber ich kann und will nicht reisen ohne das Mädchen Ich gehe sie nicht her. Ich lasse sie nicht. Nein niemals. Gibst du sie mir mit, so fahre ich."

„So ist es also wahr, mein Freund? So suchen sie dich also?"

„Ich werde immer gesucht, Grigor; irgend jemand sucht den Borsikoff stets."

„Aber . . . aber sage mir eins, ich bitte dich, sage es mir, Wladimir, warst du vor etwa einem halben Jahre in London? Im Hotel Cecil?"

„Gewiß ja. Warum? Wenn du das weißt, obgleich ich es nicht ahne, wie du es herausgefunden hast, dann wirst du verstehen, warum ich mich Bezwinger des Lebens nenne, nicht wahr, mein Freund?"

Kulkin starrte Borsikoff an und konnte den Blick nicht abwenden. Ein Grausen packte ihn, ein tiefer Schrecken. Zwar wollte ihn das Siegeslachen des Freundes wieder in dessen Bann schlagen, denn er wußte nicht, daß die charakteristische Verbrechereitelkeit Borsikoffs dieses Lachen erpreßte. Aber zugleich griff auch reuevoll das Erinnern Kulkin ans Herz, wenn er daran dachte, wie hart er seine Frau abgewiesen hatte in einer Sache, in der sie vollkommen recht gehabt hatte, ach nur zu recht! Er sank auf einen Stuhl nieder und verbarg das Gesicht in den Händen; wieviel verlor er mit diesem Glauben an den Freund, wie unendlich viel! Sein schönes Heldenidol stürzte zusammen, wurde zu einem gewöhnlichen Verbrecher, zu einem gemeinen Betrüger. Ade, Freund; ade, Freundesglaube!

Borsikoff sah unangenehm berührt auf den gebeugt Dasitzenden. Ein Gefühl beschlich ihn, das er bisher noch niemals gekannt hatte, und das ihm sehr unbehaglich war. Das Gefühl der Scham. Wenn dieser Mann, der ihn stets unbedingt bewundert hatte, seine Tat so auffaßte, wie mußte sie dann erst von anderen beurteilt werden! Aber er warf diese drückende Scham von sich wie ein zu enges Gewand und sagte mit hartem Lachen:

„Laß das Plärren, Grigor! Wir sind keine alten Weiber. Und was diese Sache in London anlangt, so bin ich in guter Gesellschaft. Hier, sieh dir die Liste der Leute an, mit denen ich darin arbeite!"

Und Borsikoff zog aus seiner Brieftasche einen Zettel, Abschrift des Originals, das Helmkers sorgfältig aufbewahrte in seinem Gepäck auf der Jacht, die nicht weit von Torre Grisa kreuzte. Kulkin aber wehrte den Freund ab; er erhob sich müde und wie zerschlagen; mit matter, tonloser Stimme sagte er:

„Es ist mir gleich, Wladimir, wer mit dir arbeitet, ganz gleich. Und wenn es Könige sind, macht es mir keinen Unterschied, gar keinen . . ."

„Gewiß sind es beinahe Könige . . . Da ist zum Beispiel der Onkel von diesem unausstehlichen Georg Wilhelm . . . du wirst nichts einwenden gegen den Namen Golarn, Grigor? Du wirst nicht behaupten, daß ein Mann, der mit Golarn arbeitet, für dich nicht mehr gut genug ist?"

Borsikoff war erregt geworden und wußte nicht ganz, was er sagte.

„Golarn? Onkel von Georg Wilhelm, von dem du sagst, er sei ein Fälscher, und du hättest ihm das Mädchen abgenommen, weil es ihn nicht mag. Ich verstehe dich nicht, Wladimir."

Borsikoff wurde sich seines Irrtums bewußt und sagte schnell:

„Unsinn, diesen Georg Wilhelm meine ich natürlich nicht. Ein kleiner Bankbeamter, ein nebensächlicher. Aber Golarn hat einen Neffen, welcher . . ."

„Ja, ja, schon gut, Wladimir; es ist mir ganz gleich, ob Golarn einen Neffen hat oder nicht, ganz gleich. Hier geht es nur darum, daß du möglichst bald mein Haus verläßt, so schnell wie irgend tunlich. Siehe als den letzten Beweis meiner Freundschaft an, daß ich dich nicht verrate; aber vergiß nicht, Wladimir, hier trennen sich unsere Wege."

Zum zweiten Male in wenigen Stunden sprach Kulkin diese Worte aus; zum zweiten Male in wenigen Stunden zerriß er sich das Herz damit. Aber schlimmer, als da er sie seiner Frau sagte, waren sie für ihn, nun er sie seinem Freunde sagen mußte.

Borsikoff sah ihn an. Er begriff das nicht. Er konnte sich ein Leben, in dem es keinen Grigor Kulkin gab, überhaupt nicht vorstellen. Er konnte es einfach nicht.

„Das . . . das ist doch gar nicht möglich, Grigor! Wie können sich unsere Wege jemals trennen? Geradesogut könnte sich meine rechte Hand von mir trennen oder meine Augen, oder was weiß ich. Grigor, mein Freund!"

„Ich . . . habe zwei Söhne, Wladimir. Viel mehr als einen unbescholtenen Namen werde ich ihnen kaum vermachen können. Sie sollen mir nicht den Vorwurf machen daß ihres Vaters Freund ein . . ."

Aber hier brach des Mannes Stimme, und Borsikoff blieb zum ersten Male in seinem Leben nichts als Schweigen. Er wußte zu gut aus früheren Tagen, was diesem Manne sein Name bedeutete, konnte sich noch ganz in die Anschauungen zurückversetzen, die seine Jugend ebenfalls beherrscht hatten, um nicht zu fühlen: Grigor Kulkin hatte das Letzte gesagt. Grau wurde er im Gesicht; alle Freudigkeit war wie fortgewischt, und was er auch getan hatte in seinem Leben, dieses war die Stunde seiner Buße, dieses die seiner Sühne. Seine eigenen Taten, auf die er so stolz gewesen war, raubten ihm den Freund. Er sagte mit einer leisen, tonlosen Stimme, ohne Kulkin anzusehen:

„Was bestimmst du, daß geschieht?"

„Daß du so schnell reisest wie irgend möglich. Ich werde dir alle Hilfe gewähren, die in meiner Macht steht. Aber ich möchte dich darauf aufmerksam machen, daß ich vorhin von dem Eckwall aus sah, wie eine Jacht in nächster Nähe kreuzt; hat es etwas mit dir zu tun? In diesem Falle müßtest du über Land fahren."

„Eine Jacht? Hat sicher nichts mit mir zu tun. Immerhin, ich will sie sehen. Aber . . . ohne das Mädchen kann ich nicht gehen. Ich kann nicht. Verstehst du denn das nicht, Grigor?"

„Ich verstehe das ebensowenig wie alles andere. Und es ist unmöglich, daß du mit dem Mädchen gehst; hörst du, unmöglich; ich dulde es nicht, daß aus meinem Hause ein Mädchen in dein Leben hineinverschleppt wird; nein, niemals; ein Mädchen, das in der Pflege meiner Frau war. Ich dulde es nicht!"

Borsikoff sah Kulkin an, der plötzlich einen eigenen Willen bekommen hatte; der plötzlich wußte, was er wollte, und keine Frage an ihn richtete, sondern ihm Anweisungen gab. Am meisten daran ermaß er, daß sie sich schon fern waren, und er senkte den Kopf und schwieg. Nutzlos, dagegenzureden; Hauptsache, erst einmal des Freundes . . . ja, immer noch des Freundes . . Pläne anzuhören.

„Was schlägst du vor?"

„Daß wir uns zunächst die Jacht genau betrachten; vom Turm aus eine Leichtigkeit, scharfes Fernglas dort; danach entscheiden wir, ob du zu Wasser oder Land fortgehst, am Tage oder in der Nacht. Es ist jetzt 5 Uhr; in vier Stunden ist Nacht. Solange wirst du noch bleiben müssen. Wenn am Land, dann Auto von San Dona aus; sonst Motorboot."

Kulkin ging zur Tür, Borsikoff sagte leise, bittend:

„Grigor? Wir sehen uns wieder?"

An der Tür blieb Kulkin stehen und wandte sich um. Einen Blick sandte er seinem Freunde zu, einen Blick voll von so tiefer Traurigkeit, daß Borsikoff die Lider über die Augen fallen ließ und ohne ein weiteres Wort dem Voranschreitenden folgte. Sie gingen über die Terrasse und sahen den Teetisch dort stehen, doch wartete die Hausfrau nicht auf sie, um ihnen die Erfrischung zu kredenzen; Kulkin nahm den Schlüssel zur Turmtreppe von seinem Haken an der Außenmauer und ging stumm voran, die schmale steinerne Wendeltreppe hinauf; Borsikoff folgte. Auf der Plattform, die wie alles in Torre Grisa in tadellosem Zustande war, befand sich eine Orientierungskarte, in einem Rundtisch eingelassen, der das Stativ des Fernrohres bildete. Borsikoffs schneller Geist befand sich bereits in die neue Sachlage. Der kurze Weg über die Wendeltreppe hinauf hatte ihn den Gedanken gegeben, daß er auf eigene Faust arbeiten müsse, wenn anders er das Mädchen mit sich nehmen wollte. Und lassen würde er sie nicht, nein, niemals; der andere sollte und durfte sie nicht haben, ganz gleich, wie sich alles weiter entwickelte. Der Anblick der gut hergerichteten Turmplattform gab ihm einen weiteren Gedanken ein, und er sagte zum Erstaunen Kulkins in ganz ruhigem und beinahe heiterem Tone:

„Hier auch alles modern und altertümlich zugleich. Sind deine Mauerkerker die du mir mehrmals zeigtest, immer noch so gut im Stande? Alle Mechanismen immer noch geölt wie einstmals?"

(Fortsetzung folgt.)

Die europäischen Handball-Nationen.

Anwärter auf eine Olympia-Medaille.

Das Handballspiel ist dabei, sich in Europa durchzusetzen. Das nächste große Ziel ist das erste olympische Handballturnier, und bis 1936 dürften 6—8 Nationen — neben Deutschland Oesterreich, Ungarn, Polen, Rumänien, Schweiz, Dänemark und Schweden — so weit sein, um für die deutsche Mannschaft nicht zu unterschätzende Gegner abzugeben. Der eindeutige Sieg von 14:3 Toren, den die deutsche Mannschaft im ersten Länderspiel gegen Ungarn am letzten Sonntag in Darmstadt erkämpfte, hat nur bestätigt, daß der deutsche Handballsport in Europa an der Spitze marschiert.

Der deutschen Spielstärke kommt Oesterreich am nächsten. Siebenmal schon haben sich deutsche und österreichische Ländermannschaften gemessen, wobei die Oesterreicher stets einen achtbaren Gegner abgaben; konnten sie doch auch zwei von diesen Spielen gewinnen, und in den anderen fünf unterlagen sie nur knapp. Der Oesterreichische Handballverband trägt schon seit Jahren Meisterschaftsspiele aus, aus denen bisher immer der Wiener AC. als Sieger hervorging. Wegen einer Neuauflage des deutsch-österreichischen Länderspiels schweben Verhandlungen. Kommt es zustande, dann wird es auf deutschem Boden — voraussichtlich in Frankfurt/M. — ausgetragen.

Trotz ihrer hohen Niederlage haben sich die Ungarn als ein keineswegs schlechter Gegner gezeigt. Sie haben schon wiederholt mit Oesterreich Länderspiele ausgetragen, in denen sie meist unterlagen. Aber die Tatsache, daß das Handballspiel dem ungarischen Temperament liegt, läßt erwarten, daß sich die Spielstärke nach weiteren internationalen Erfahrungen heben wird. Die Absicht, am olympischen Handballturnier teilzunehmen, besteht beim Ungarischen Handballverband. Für das Frühjahr 1935 wird ein großes Vierländerturnier in Budapest vorbereitet, an dem sich wahrscheinlich neben Ungarn Deutschland, Oesterreich und Polen beteiligen werden.

In Polen gibt es zwei Handballverbände: den Polnischen Handballverband und die Deutsche Turnerschaft in Polen, die eine besondere Meisterschaft für sich austrägt; den Titel errang ATV. Kattowitz schon zum zweiten Male. Auch im Memelgau wird fleißig Handball gespielt. MTV. Memel und SV. Herderschule Memel sind die stärksten Mannschaften. In Lettland betreut der Basketballverband das Handballspiel, in dem in diesem Jahre erstmalig Meisterschaftsspiele ausgeschrieben worden sind.

Vielfach sind es Auslandsdeutsche, die sich als Handballpioniere betätigen. In Rumänien ist der TV. Hermannstadt (in Siebenbürgen) Handballmeister geworden.

Ausgezeichnet ist die Handballbewegung in der Schweiz organisiert, mit der es demnächst den ersten Länderkampf geben wird. Er wird voraussichtlich in der Schwarzwälder Handballhochburg Schwenningen ausgetragen. In der Schweiz finden schon seit Jahren Meisterschaftsspiele statt.

In den Niederlanden haben unsere westdeutschen Vereine und auch die Auslandsdeutschen Hollands tüchtige und erfolgreiche Pionierarbeit geleistet. Auch an den deutschen Schulen in Holland wird fleißig Handball gespielt. Der bestehende Spielverkehr trägt dazu bei, das Handballspiel zu fördern.

In den nordischen Ländern, in Schweden und Dänemark, wurde bisher fast ausschließlich Hallenhandball getrieben, das dort in hoher Blüte steht. Da aber beide Länder die Absicht haben, sich am Olympiaturnier zu beteiligen, sind jetzt auch Meisterschaften im Freiluft-Handball organisiert worden, wobei der Schwedische Handball-Verband ebensoviel Schwierigkeiten zu überwinden hat wie der dänische Verband. Vor allem gilt es, die Vorurteile gegen die internationalen Regeln zu beseitigen, was ganz besonders in Dänemark nicht ganz einfach sein wird, wie ein in Kopenhagen ausgebrochener Regelstreit beweist. Die meisten Vereine wollen die neuen internationalen Regeln, die für Dänemark erhebliche Veränderungen mit sich bringen, nicht anerkennen. Wie es mit der Spielstärke der Dänen und der Schweden in Freiluft-Handball bestellt ist, zeigten die deutsch-nordischen Länderspiele, die mit hohen deutschen Siegen endeten.

Am schwersten fällt es dem Handballspiel in England, Frankreich, Belgien und Italien Fuß zu fassen. Wohl sind Ansätze auch in diesen Ländern vorhanden, aber es wird noch viel Mühe kosten, sie so auszubauen, daß von einem ernsthaften Spielbetrieb gesprochen werden kann.

Der deutsche Sport im Jahre 1934.

Tagung des DRfL in Berlin.

In Berlin tagte am Freitag der Deutsche Reichsbund für Leibesübungen. Die Fachamtsleiter und Gaubeauftragten des Reichssportführers sowie Vertreter der Ministerien und des Chefs des Ausbildungswesens hörten aus berufenem Munde Worte über den deutschen Sport im Jahre 1934.

Der Reichssportführer konnte in seinem einleitenden Bericht eine erfreuliche Uebersicht über die Entwicklung des deutschen Sportes im Jahre 1934 geben. Die straffe Zusammenfassung der deutschen Leibesübungen, der Ausbau und die Stärkung des Reichsbundes sowohl wie die fortschreitende Organisationsarbeit und die harmonische Zusammenarbeit mit allen beteiligten Stellen des Staates und der Bewegung sind die Marksteine des Jahres 1934. Er betonte weiter, wie ungeheuer wichtig das sichtbare Herausstellen der Nationalmannschaften der einzelnen Fachämter gewesen sei und es wäre ihm ein Bedürfnis, den Leitern derjenigen Fachämter besonders zu danken, die mit ihm in internationalem Verkehr gestanden haben. Der Reichssportführer gab u. a. auch bekannt, daß künftig alle Tagungen der Fachämter in Berlin stattfinden sollen. Für den März des kommenden Jahres ist außerdem eine große gemeinsame Tagung aller Fachämter in der Reichshauptstadt geplant. Grundlegende Ausführungen machte der Reichssportführer über die letzthin getroffenen Abkommen mit dem Reichserziehungsministerium, dem Reichsnährstand, der NS-Kulturgemeinde und der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude". Sturmführer Breitmeyer, der Stellvertreter des Reichssportführers, ging darnach in längeren Ausführungen auf die Einzelheiten und die vielgestaltige Arbeit des Reichsbundes ein. Er betonte, daß durch den Aufbau der Zentrale und durch die Schaffung der Ortsgruppen des Reichsbundes die Voraussetzung für einen organischen Einbau der deutschen Leibesübungen in das Volksganze gegeben sei. Besondere Erwähnung verdiene die ausgedehnte soziale Fürsorge durch den Ausbau des Hilfsfonds für den deutschen Sport und im Zusammenhang damit des Sportlererholungsheimes Hohenlychen. Der Stellvertreter des Reichssportführers sprach über den bereits vollzogenen Ausbau des „Reichssportblattes". Das amtliche Organ des Reichssportführers ist zum Bindeglied für die geistige Zusammenfassung im deutschen Sport geworden.

Zum Schluß der Vormittagssitzung sprach der Vertreter des Reichsinnenministeriums, Oberregierungsrat Ritter von Lex. Mit seinen begeistert aufgenommenen Ausführungen vermittelte er den Tagungsteilnehmern die Gewißheit, daß sich der Reichsbund im nationalsozialistischen Staate weitestgehender Forderungen erfreut. Er fand Worte besonderer Anerkennung für die vom Reichssportführer geleistete Aufbauarbeit.





Wenn ein Geschenk die Erinnerung an den Schenkenden

sehr lange wach hält, so hat man wirklich gut gewählt.
Möbel zu schenken, ist immer lohnend. Möbel sind dankbare Geschenke.
Es gibt genügend Einzelmöbel, die Sie schenken können.
Meine überreiche Ausstellung erbringt den Beweis. [6178
Besuchen Sie das

Möbelhaus Heilborn
Münster i. W.
Kuhstraße 14
und Alter Steinweg 27 a.

Weihnachten
Helle Freude



Weitestgehende Zahlungserleichterungen
Mäßige Monatsraten —
Singer Nähmaschinen Aktiengesellschaft
Münster i. Westf., Salzstraße 46. [6061
Singer Kundendienst überall



Ob **Hochsilo**
Kleinsilo
oder **Grubensilo**

Immer ist Stahl der Werkstoff, der allen Anforderungen entspricht

Stahlsilos bestehen aus bestem widerstandsfähigstem Material, das mit dauerhaftem Rostschutz versehen ist.

Stahlsilos sind unbedingt gas- und wasserdicht und können völlig luftdicht abgeschlossen werden.

Stahlsilos eignen sich für jedes Konservierungsverfahren auch ohne Zusatzmittel.

Stahlsilos sind in allen Größen lieferbar.

Stahlsilos sind leicht aufzustellen und sofort betriebsfertig.

STAHL ÜBERALL

Auskunft erteilt die
Beratungsstelle für Stahlverwendung · Düsseldorf, Stahlhof



So urteilt der Radio-Fachmann:

„Die Lösung der Eichfrage bei den neuen AEG-Empfängern ist mit solcher Genauigkeit und in so einfacher Weise gelungen, daß auch der kritische Techniker alle seine Wünsche erfüllt sieht."

6064 Zeitschrift „Der Radiohändler" vom 22. August 1934.

Hülsbömer & Weischer
Fernruf 25430 Münster i. W. Wermelingstr. 9a
Das Elektromotoren-Reparaturwerk des Münsterlandes
für Industrie, Landwirtschaft und Gewerbe, die Ankerwickelei für jedermann. Neue und gebrauchte Elektromotore.
Vereidigter Sachverständiger
für das Elektromaschinenbauerhandwerk.

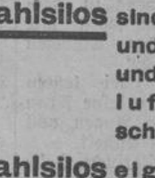
Pianos
eigenes Fabrikat, daher ohne Zwischenhandel u. sehr preiswert. Günstige Zahlungsbedingungen. 5873
Klavierhandelsgesellschaft m. b. H. Münster i. W., Hüfferstraße 6. Fernruf 25179.

Mandsch. Buchweizen
sowie [6131
Getreide u. Hülsenfrüchte
aller Art, auch
vermengtes Getreide
reinigt. fortiert. entsteint und vermahlt in Lohn
Mühlenwerk Wiethold,
Bocholt i. Westf. Tel. 2231.

Holz-Verkauf.
Am **Mittwoch**, den **19. Dezember 1934**, vormittags **10 Uhr**, sollen im freiwilligen Auftrage des Herrn Bauern **Heinrich Schulz-Sievert** in Schöppingen, Tinge 3, folgende Hölzer auf dem Stamm öffentlich meistbietend gegen Kredit zum Verkaufe ausgesetzt werden:

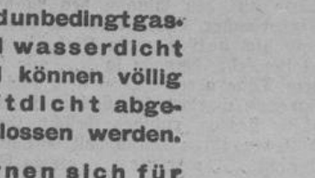
68	Stck.	Pappeln	zu ca. 83	fm
14	„	Erlen	„ „ 4	„
22	„	Weiden	„ „ 12	„
34	„	Eschen	„ „ 16	„
50	„	Buchen	„ „ 40	„

Das Holz steht in der Nähe des Schulzenhofes Sievert, an der Eggerode—Schöppinger Straße, 5 Minuten vom Dorf Eggerode entfernt, an guter Abfuhr. [6118
Darfeld, den 7. Dezember 1934
Jos. Tombrink, beeid. Auktionat.
Fernsprecher 79.



Sämtliche
Musikinstrumente
im [5078
Haus der Musik
Josef Vlegenar,
Münster i. W.,
Rosengir.-Ecke.

Gut erh. [6189
Limousine
6—10 PS., Baujahr 32/33, **zu kaufen gesucht.**
Offert. unt. Essen, Postschließf. 617.



Die kaufkräftigsten Kreise im Münsterland erfassen Sie durch eine Insertion in der ZENO-Zeitung!

Olsberg-Öfen
DEUTSCHE WERTARBEIT

Taschenuhr m. geprüft., 33stünd. deutsch. Ankerwerk, Garantiesch. f. 1 Jahr.



Nr. 3 Herrentaschenuhr, vernickelt ..... M. 2,10
Nr. 4 versilbert, Ovalbügel, vergoldet. Rand. M. 2,60
Nr. 5 dieselbe mit besser. Werk, kleine flache Form. M. 3,70
Nr. 6 Sprungdeckeluhr, 3 Deckel, vergoldet. M. 4,90
Nr. 6b m. besser. Werk M. 5,—
Nr. 7 Damenuhr, stark versilb., verg. Rand. M. 3,—
Nr. 8 Armbanduhr mit Lederriemen M. 2,70.
Nickelkette M. 0,20. Doppelkette, vergold., M. 0,70.
Kopfsel M. 0,20. Wecker, g. Messingwerk, M. 1,85.
Versand gegen Nachnahme. Bei Nichtgefallen Umtausch oder Geld zurück. **Katalog gratis.**
Jahresumsatz über 15000 Uhren.
Fritz Heinecke, Braunschweig. 194
Am Schwarzen Berg.

Hautkrankheiten!
Wir heilten u. ärztl. Aufsicht jahrzehnte vergebl. beh. schw. Fälle in kurzer Zeit durch **Mixtura Vonderbecke** (ges. geich.) Grün; b. Flechten a. Art, Lupus (fr. Flechte), Krätze (Bäckerkr.), Fischhaut, Hautjucken, Frost, Geschwüren u. sonstig. Hautkr. 2,30, 3,65, 5.—, 7,50; rot; b. Milchschorf (Grind), oft. Beinwunden 2,50, 4.—, 5,50, 8,50. In Apoth. erhältl. Verl. Sie kostenl. Prosp. **Chem Labor., Essen**, Grutonstr. 1.

Zeno-Zeitung der wertvolle Verkaufshelfer

